Nr. 212 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 15. September 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 16. 9. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die englisch-amerikanische Flottenverständigung

Vorbereitungen für eine neue Seeabrüstungskonferenz — Die Grundlage der Verständigung erzielt

Neuyork. Die Washingtoner Regierung gibt amtlich bekannt, daß eine englisch-amerikanische Flottenverständigung erreicht sei. Es ist anzunehmen, daß die Verständigung sich auf der bekannten Grundlage bewegt.

*

Neuyork. Die amtliche Bekanntgabe über die Flottenverständigung zwischen England und Amerika erfolgte durch Staatssekretär Stimson mit der Bemerkung: „Wir sind nun für die Konferenz der Mächte bereit". Diese Erklärung Stimsons wird in allen Washingtoner Meldungen stark unterstrichen. Auch wird berichtet, daß die Flottenverständigung auf der Grundlage erfolgt sei, daß die Beschränkung der Rüstungen nach Schiffsklassen erfolgen müsse. Das bedeutet, daß sie sich nicht nur auf die Kreuzerfrage bezieht. In der Behandlung einiger Einzelfragen sollen aber noch kleinere Differenzen zwischen England und Amerika bestehen, doch kann die Einigung als vollzogen betrachtet werden, nachdem die Verständigung in der Kreuzerfrage herbeigeführt wurde.

Amerikanische Erwartungen

Neuyork. In Meldungen aus Washington wird der Erwartung Ausdruck verliehen, daß nach den Besprechungen zwischen Macdonald und Hoover eine internationale Konferenz der Seemächte im Dezember in London stattfinden könne. Es wird allerdings nicht gesagt, auf welche sachlichen Unterlagen sich diese amerikanische Erwartung stützt. Amtlicherseits wird unterstrichen, Amerika werde auch in seinen Gegenvorschlägen für sich 33 10 000 Tonnen Kreuzer mit einer Gesamttonnage von 330 000 verlangen, während es England 50—57 6000 Tonnen Kreuzer von zusammen 339 000 Tonnen zugestehen wolle. Es wird auch nicht der Hinweis unterlassen, daß die amerikanische Kreuzerflotte der englischen Kreuzerflotte trotz der zahlenmäßigen Stärke überlegen sei.

Englische Befriedigung über Macdonalds Amerikareise

London. Alle Blätter begrüßen die amtliche Ankündigung der Amerikareise des Ministerpräsidenten mit lebhafter Befriedigung. Der Besuch sei ein Ereignis, dessen weitreichende Bedeutung bald über das hinausgehe, was in Locarno oder vom Völkerbund bisher geleistet worden sei. Der Ministerpräsident werde die guten Wünsche des gesamten Volkes mit sich nehmen.

Kreuzerbau trotz der Flottenverständigung

Der amerikanische und der englische Standpunkt

Neuyork. Staatssekretär Stimson erklärte zu dem englisch-amerikanischen Flottenabkommen, daß die noch bestehenden kleinen Unstimmigkeiten doch eine gewisse Rolle spielen könnten. Die letzten Meldungen aus Washington lassen im übrigen klar erkennen, daß die „Big Navy-Leute" (die für eine große amerikanische Flotte eintreten) sich durchsetzen. Amerika scheint fest entschlossen zu sein, seine Kreuzer zu bauen, was in der amtlichen Erklärung mitgeteilt wird.

*

London. Die englische Admiralität hat, wie verlautet, eine Mindesttonnage festgelegt, die als die unterste Grenze der Reichssicherheit bezeichnet wird. Diese Ziffer beträgt 339 000 Tonnen und bezieht sich nur auf Kreuzer, die den strittigen Punkt bei den Verhandlungen mit Amerika darstellen. Auf dieser Grundlage würde die englische Flotte ein Mehr von 40 000 To., verglichen mit der amerikanischen Kreuzertonnage erhalten. Dieses Mehr von 40 000 To. stellt denn auch den „kleinen Unterschied" in den beiderseitigen Auffassungen dar und gleichzeitig den zukünftigen Verhandlungsgegenstand Macdonalds in Amerika. Offensichtlich ist man in London bereit, in diesem Punkte zu einem Vergleich zu kommen. Schon seit längerer Zeit wird darauf hingewiesen, daß England den Hauptwert nicht so sehr auf die Größe, sondern auf die Zahl der Kreuzer legt. In London betont man immer wieder das Interesse Amerikas an der Vermeidung eines großen Neubauprogrammes. In London rechnet man heute damit, daß man sich auf halbem Wege einigen wird, d. h. die Vereinigten Staaten würden mehr 10 000 To.-Kreuzer erhalten als England, was auch bereits in dem englischen Vorschlag 18 : 15 zum Ausdruck kam.

Der Besuch Macdonalds in Washington soll nicht länger als eine Woche dauern. Er wird einige Tage Gast des amerikanischen Präsidenten im Weißen Hause sein.

Macdonald über die englisch-französischen Beziehungen

Paris. Der englische Ministerpräsident Macdonald gewährte einem Vertreter des „Petit Parisien" eine Unterredung, in der er dem Blatt zufolge u. a. erklärte, daß für die überwiegende Mehrheit der Oeffentlichkeit die britische Politik im Schlepptau einer Abhängigkeit von Frankreich gewesen sei. Diese Ueberzeugung sei so stark gewesen, daß die Rückwirkung außerordentlich ernst sein mußte. Ein Wechsel sei notwendig gewesen, nicht ein Wechsel im Geiste, sondern in der Art der Haltung und der Stellungnahme, die Groß-Britannien die Ueberzeugung verschafft habe, daß seine Zusammenarbeit mit Frankreich aus freien Stücken erfolge. Die Politik der Arbeiterpartei gestatte nicht, daß die Freundschaft von Volk zu Volk eine Spitze gegen andere Länder in sich trage.



Mussolini ernennt Minister

Zu seiner Entlastung und um sich ganz den Fragen der inneren Politik widmen zu können, hat Mussolini die Unterstaatssekretäre der meisten Ministerien, die er bisher selbst leitete, zu Ministern ernannt und sich selbst nur die Ministerpräsidentschaft und das Innenministerium vorbehalten. Hier einige der neuen Minister (von links): General de Bono — Kolonien; Admiral Sirianni — Marine; General Balbo — Luftfahrt.

Dowgalewski geht erneut nach London

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, fand am Freitag unter dem Vorsitz Rykow eine Sitzung des Rates der Volkskommissare statt, in der Litwinow über die politischen Beziehungen zwischen England und der Sowjetunion Bericht erstattete. Litwinow teilte dem Rat den Inhalt der Antwortnote Rußlands an London mit. Der Rat bestätigte den Schritt des Außenkommissars in der Frage der Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen mit England und beschloß, den sowjetrussischen Botschafter in Paris, Dowgalewski erneut nach London zu entsenden.

Briand über die Räumung der 3. Zone

Paris. Ueber die Erklärungen Briands im Ministerrat am Donnerstag berichtet der „Intransigeant" folgendes: Zur Auslegung des Briefes, den die Vertreter Englands und Belgiens im Haag an Dr. Stresemann richteten, erklärte der Ministerpräsident, die Räumung der 3. Zone bleibe dem Inkrafttreten des Youngplanes untergeordnet, d. h. der Annahme der notwendigen Gesetze durch den Reichstag, der Festsetzung der Satzungen der Internationalen Bank, sowie der Mobilisierung des ungeschützten Teiles der Jahreszahlungen auf dem internationalen Markt. Das Blatt unterstreicht, daß Artikel 430 des Versailler Vertrages, der die Wiederbesetzung der rheinischen Gebiete im Falle eines Verstoß Deutschlands vorsieht, seine Wirksamkeit behalte.

Bomben gegen die Republik

In der deutschen „Judenrepublik" geht es ein wenig wie im Tollhaus zu. Und nicht zuletzt durch Mitschuld der „Republikaner", die da meinen, daß der Feind ausschließlich links zu suchen ist. Man hat sehr viel Nachsicht mit den Rechtsbolschewisten und dafür betätigt sich die wohllöbliche Staatsanwaltschaft entschieden mit der Kommunistenausrottung durch überaus harte Urteile, dafür werden Mörder bedeutender Staatsmänner begnadigt, denn der Klassengeist läßt unter dem Richterstand der Republik nicht zu, daß Gleichgesinnte mit derselben Härte des Gesetzes getroffen werden, wie Proleten, die aus der Struktur des heutigen kapitalistischen Gesellschaftszustandes in die Arme der republikanischen Justiz fallen. Ungestraft laufen die Kappisten noch heute herum und eine ihrer Leuchten, der Kapitän Ehrhardt, der Organisator mancher Mordtaten und Leiter der „Organisation Consul" ist mitverantwortlich für die Bombenattentate, mit denen die deutsche Republik seit einem Jahre so gesegnet war. Ob mit der Aufdeckung der ganzen Verschwörung auch die Attentate enden werden, ist heute noch zweifelhaft, denn wohl faßte man die Täter, aber die geistigen Vorarbeiter dieser Attentatspsychologie kann man nicht fassen, denn sie bewegen sich in den besten Kreisen und sind denen des Kreises um Hindenburg sehr nahestehend. Und wenn die Fäden bis dahin laufen, wird man die ganze Sache schließlich auf Uebertreibungen der Polizei zurückführen, die etwas mehr herausfand, als den Schützern der Republik vielleicht im Augenblick lieb ist.

Elf Attentate sind im Verlauf eines Jahres, besonders in Landgebieten, erfolgt. Man wußte, daß sie auf die Krise in der Landwirtschaft zurückzuführen sind, Folgen, die keine Regierung beseitigen konnte und die in einer revolutionären Gärung unter den Kleinlandwirten ihren Ausdruck fand, zum Aufruhr griff und vor allem zur Radikalisierung der Bauern führte, die eine Clique von Nationalisten dazu benutzte, um gegen die Republik oder besser gegen das heut herrschende System im Reich aufzuwickeln. Daß es keine ursächlichen Bauern waren, die diese Attentate vollführten, war klar, dahinter mußten Abenteurer stecken, die aus Kriegslust heraus die Bombenanschläge vollzogen, in der Meinung, eine Stimmung zu schaffen, reif gegen das ganze System anzustürmen. Es war Monate hindurch nicht möglich, den Tätern auf die Spur zu kommen, jetzt ist es gelungen, das Verschwörernest auszuheben, das seine Fäden von Berlin über Schlesien und nach dem Holsteinschen zog, gelegentlich des Bombenanschlags auf das Reichstagsgebäude auch eine Gastrolle in Berlin gab. Die Verschwörer gehören ausschließlich den Rechtskreisen an und die Zentrale war die längst aufgelöste „Organisation Consul" mit dem Meineidsschufte Kapitän Ehrhardt an der Spitze und einer Clique früherer Offiziere, die unseren Republikanern vielfach als die „Besten" des Volkes gelten. Und obgleich es seit Monaten bekannt war, daß die Fäden zu dieser Organisation führen, hat man sich erst jetzt entschlossen, mit kühnem Griff das Verschwörernest auszuheben. Jetzt erst beginnt man zu erkennen, in welcher Lage sich die Republik befindet und es gibt genügend „republikanische" Beamte, die diese deutsche Republik nie anders benennen, als „Judenrepublik", von welcher sie sich gern ernähren lassen. Denn Geld stinkt ja nicht, das war bei den Patrioten nie anders und als man Hilfe brauchte, da wußte ja selbst ein Ludendorff prächtige Aufrufe an die „Jiden Pojlens" zu richten und so mancher jüdische Bankier, seinen Stamm vergessend, wird Geldgeber der Organisation Consul sein, wie ja die Industriellen überhaupt die Geldgeber der Rechtskreise sind, jene Industriellen, die bei jeder Gelegenheit vom Zusammenbruch des Handels und der Industrie sprechen, wenn Arbeiter ihre berechtigten Forderungen anmelden.

Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Kommunisten etwas besser sind, als die Rechtsbolschewisten und wenn die deutsche Republik oft so gefährdet ist, dann durch Mitschuld der Kommunisten, die nicht nur die Front der Arbeiterklasse zerstören, sondern gelegentlich auch den Rechtsbolschewisten praktische Hilfe angedeihen lassen. Aber man muß nur die Urteile im Reich verfolgen, wie sie gegen ein paar irregeführte Arbeiter ausgesprochen werden und zum Beispiel gegen Fememörder, die nachträglich bald mit einer Amnestie beehrt werden, während noch heute sogenannte Kommunisten aus der Revolutionszeit hinter Zuchthausmauern sitzen, die keine Amnestie, auch die Hindenburgs, nicht erreichen kann. Und erst neuerdings waren wir im Prozeß Jorns Zeugen, daß ein Reichsanwalt Schützer der Mörder Luxemburgs und Liebknechts war und auch heute noch Reichsanwalt ist, während sogar sozialistische Eisenbahnfunktionäre wegen Geringfügigkeiten den Dienst quit-

tieren müssen. Ja, sowas ist in der deutschen Republik möglich, weil man zuviel Nachsicht mit den Beamten des kaiserlichen Deutschlands übt und geübt hat. Und der deutsche Richterstand ist nicht anders, in seinem Wesenskern antirepublikanisch, wie auch einige deutsche Botschafter im Auslande, die es fertig bringen, zu verreisen, wenn zufällig ein bekannter Republikaner den Ort besucht, in welchem sie die deutsche Republik repräsentieren. Und auf welche Weise das republikanische Deutschland sonst repräsentiert wird, auch vom sogenannten Deutschtum, darüber könnte man Bände schreiben. Da fängt auch heute noch der Mensch beim Leutnant an und der Kastengeist ist nicht besser, wie er im kaiserlichen Deutschland war und sein wird, solange die Republik nicht den Mut hat, zu zeigen, daß sie die Macht besitzt und ohne Unterschied der Klasse und Rasse mit gleicher Energie gegen alle Frevler vorgeht. Aber bis dahin wird es noch geraume Zeit dauern, ehe eine entschiedene Wendung eintreten wird. Hoffen wir, daß die Aufdeckung der letzten Verschwörungen den Leitern der Republik die Augen darüber öffnet, was geschehen muß.

Und wie bei der Einstellung zur Republik kann man heute die nationalen Kreise bei ihrer Einstellung zur deutschen Politik beobachten. Während sie sonst im Maulheldentum geschäftehuberln, wenn es dem Reich gelungen ist, seine außenpolitische Stellung zu heben und zu sichern, inszenieren sie Volksbegehren gegen den Youngplan und sind bereit, die Daweslasten zu tragen, die um mehr als eine Milliarde jährlich höher sind als die Verpflichtungen aus dem Youngplan. Sie gebärden sich national, weil sie nichts zu verantworten haben und möchten trotzdem die Lasten ganz auf die Schultern der breiten Massen laden. Wir sehen dies am besten bei der Behandlung der Arbeitslosenversicherung, wo man nichts nachgeben will, lieber die Regierungskoalition sprengt, wenn nur die heiligsten Güter des Gewinnes geschützt werden. Die sozialen Lasten sind zu hoch, was die Herren nicht hindert, in nationale Begeisterung zu verfallen bei irgend einem Zeppelinflug, der auf Kosten deutscher Steuerzahler Millionen und Abermillionen von Mark verschlingt. Wir wenden uns nicht gegen diese Leistung der Technik, sondern gegen die Verschwendung, die dadurch mit deutschen Steuerngeldern betrieben wird und letzten Endes den nationalistischen Taumel verursacht, der die Deutschen „Deutsche über alles" werden läßt. Gleichviel, woher ein solcher Nationalismus geboren wird, er ist der Feind der Arbeiterklasse und seine Ueberhebung ist es, die gewiß nicht, wie mans meint, zu Deutschlands Ruhm gereicht. Hat man für die Zeppelinluxusfahrten Gelder übrig, warum also der Schacher bei der Arbeitslosenversicherung, die noch nicht für Wenige bestimmt ist, sondern für die Opfer unserer heutigen kapitalistischen Wirtschaftsweise!

Mit einiger Befriedigung kann man auf die Aktion gegen die Bombenattentäter zurückblicken, aber schon heut kann man sagen, daß ihnen nicht allzuviel geschehen wird. Die Aktion wird wesentlich erlahmen, wenn man in die Kreise gerät, denen auch heute noch der jetzige Reichspräsident Hindenburg nahesteht und von denen er nie mit aller Entschiedenheit abgerückt ist, wenn er sie auch von Zeit zu Zeit ein wenig fallen ließ. Die Bombenattentate allein sind es nicht, die die deutsche Republik unterminieren, sondern die ganze geistige Einstellung der deutschen Rechtskreise und der ihnen nahe verwandten „Republikaner" unter der deutschen Beamtenschaft. Und die höchsten Kreise lassen gern einen Republikaner fliegen, wenn nur einer ihrer Klassenschicht am Ruder bleiben kann. Nicht die mit Sprengstoff gefüllten Bomben sind schädlich, viel schädlicher die geistigen Väter dieser, die man durch die Aushebung der Verschwörer leider nicht gefaßt hat. Unter dem Eindruck der Verbrechen zieht man sich von ihnen zurück, um sie später als Nationalhelden zu verehren. Und hier einzugreifen ist mit Pflicht des Staates, wenn er endlich zum Republikschutz greift. Vergessen wir nicht, daß in diesem deutschen Geisteszustand die europäische Reaktion ihren Vormarsch sieht, zur Niederringung der Arbeiterklasse, wie man es jetzt in Oesterreich versucht. Die Verhaftungen im Reich sind nur Zeugnis dafür, wie weit die Seuche bereits an Umfang angenommen hat, die Träger der heiligen Ordnung greifen zu den Mitteln der Nihilisten, weil ihnen eine Staatsform unbequem ist, deren Nutznießer sie nicht mehr sein können. Darum der Haß gegen die „Judenrepublik", darum der Kampf mit ollen Mitteln, weil eine neue Klasse, die Arbeiterschaft, die politische Macht erobert hat und hoffen wir, daß sie auch aus den letzten Ereignissen lernt, um was es geht. —ll.



Der Innsbrucker Vatermordprozeß

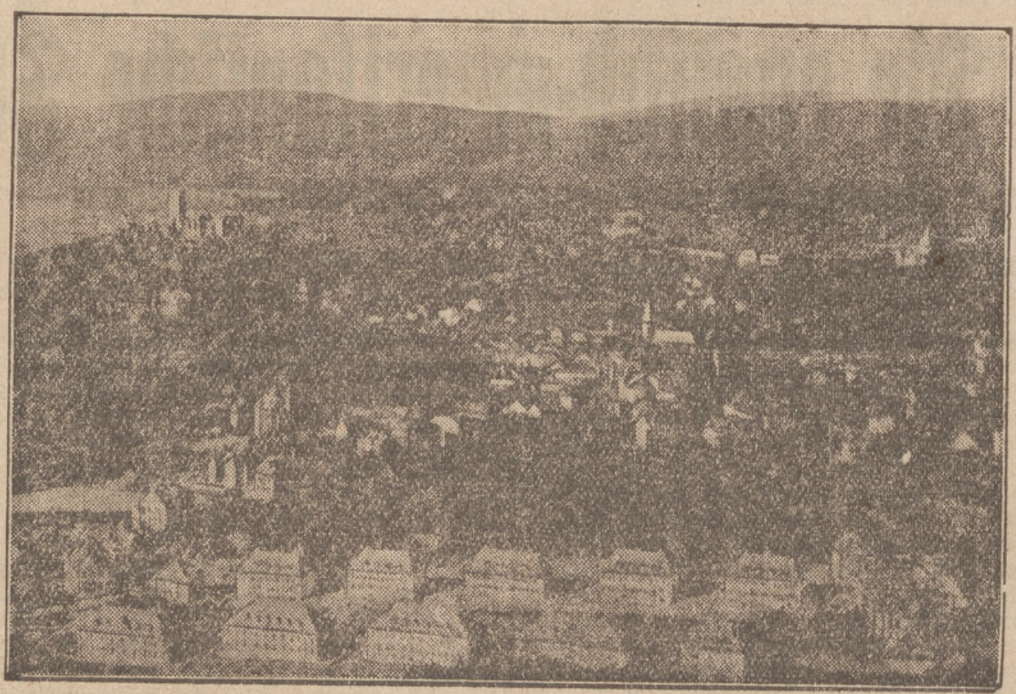
Der Schwurgerichtsprozeß gegen den Dresdner Studenten Philipp Halsmann, der jetzt zum zweiten Male vor den Innsbrucker Richtern sich abrollt, beansprucht auch diesmal das Interesse der Allgemeinheit. Die Aussagen der Belastungszeugen scheinen allerdings in diesem Prozeß etwas günstiger für den Hauptangeklagten zu lauten, doch bleibt abzuwarten, ob das Urteil der ersten Instanz, das 10 Jahre schweren Kerkers vorsah, revidiert werden kann. Eine Aufnahme vor dem Gerichtsgebäude in Innsbruck: die Mutter und Schwester des Angeklagten verlassen nach der Verhandlung das Haus.

Wird das Sudetendeutschtum entschädigt?

Beginn der tschechoslowakischen Reparationsverhandlungen

Prag. Die Beratungen über die Frage der tschechoslowakischen Reparationen sowie über die von der Tschechoslowakei zu zahlende Befreiungstaxe beginnen im Unterausschuß in Paris am Montag, den 16. September. Die Tschechoslowakei wird dabei durch den Gesandten Dr. Osuski und den Ministerialrat Dr. Hladky vom Finanzministerium vertreten sein. Die T.-U. erfährt dazu, daß die tschechoslowakische Regierung in der Frage der tschechoslowakischen Reparationen der Reparationskommission eine Abrechnung vorgelegt und die Liquidierung verschiedener staatlicher Finanzoperationen verrechnet hat. Was die Kriegsanleihe anlangt, so wurde sie bekanntlich in der Tschechoslowakei nicht voll eingelöst, sondern zum größten Teil direkt beschlagnahmt. Die Vorkriegsschulden wurden in Papier bezahlt, wobei für 30 Milliarden Goldmark an Markprioritäten ein ganz geringer Betrag von wenigen tschechischen Kronen zur Auszahlung kam. Ebenso wurden die Pensionen aus Goldkronen in Papierkronen umgewandelt.

Von den deutschen Oppositionsparteien wird nun verlangt, daß, wenn schon diese tatsächlich nicht geschehenen Leistungen der Reparationskommission verrechnet werden, wenigstens eine Wiedergutmachung der ersten Schäden, die die Sudetendeutschen durch diese staatlichen Finanzoperationen erlitten haben, und zwar in erster Linie aus jenen Gebieten, wo die tatsächlichen Leistungen gegenüber den verrechneten zurückgeblieben sind, und die Verluste der Sudetendeutschen Wirtschaft und des einzelnen sudetendeutschen Staatsbürgers unermeßlich sind, erfolgt und zwecks Abschlusses einer Abmachung darüber zwischen der Tschechoslowakischen Finanzverwaltung und den sudetendeutschen politischen Parteien Verhandlungen eingeleitet werden.



Hier beginnt die Rheinland-Räumung

Königstein im Taunus ist die erste Stadt, die von der englischen Besatzung geräumt wird. Die Räumung beginnt am 16. September und wird am 27. September durchgeführt sein.

Kohlenverhandlungen vor dem Völkerbund

Um den Abschluß eines internationalen Kohlenabkommens — Der englisch-französische Entwurf

Genf. Der englische Unterstaatssekretär Dulton legte dem Wirtschaftsausschuß des Völkerbundes einen gemeinsamen englisch-französischen Entschließungsentwurf vor, in dem die große Dringlichkeit einer

sofortigen internationalen Lösung der Kohlenfrage

dargelegt wird. Die Vollversammlung soll das internationale Arbeitsamt auffordern, die bisherigen Untersuchungen auf dem Gebiet der Arbeitszeit, des Arbeiterlohnes und der allgemeinen Arbeitsbedingungen im Kohlenbergbau mit größter Beschleunigung fortsetzen. Der Völkerbund soll ferner die Verwaltung des internationalen Arbeitsamtes ersuchen, auf der Tagesordnung der nächsten internationalen Arbeitskonferenz im Jahre 1930 diese Frage zur Erörterung zu stellen.

damit ein internationales Abkommen zustande kommt.

Ferner soll die Vollversammlung den Wunsch aussprechen, daß der Verwaltungsrat des internationalen Arbeitsamtes die Möglichkeit der Einberufung einer technischen Konferenz zu einem nahen Zeitpunkt prüfen solle, an der Vertreter der Regierungen, der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, der hauptsächlichsten Kohleherstellenden Länder teilzunehmen hätten. Auf dieser vorbereitenden Konferenz sollen die Vorbedingungen für ein internationales Abkommen, das das internationale Arbeitsamt auszuarbeiten hätte, erörtert werden.

Zum Schluß wird in der englisch-französischen Entschließung der Völkerbund aufgefordert, eingehend die Empfehlungen zu prüfen, die sich aus den Arbeiten des Wirtschaftsuntersuchungsausschusses und der am 30. September zusammentretenden Tagung der Kohlensachverständigen im Hinblick auf die gegenwärtigen Schwierigkeiten in der Kohlenindustrie ergeben werden. Der Rat soll sodann die

Einberufung einer Regierungskonferenz

in Erwägung ziehen, in der die Frage der internationalen Kohlenkrise vor allen Dingen die Preisschwankungen und das gegenwärtige Mißverhältnis zwischen Kohlenförderung und Kohlenverbrauch zur Sprache gelangen soll. Dalton wies darauf hin, daß in England die öffentliche Meinung, den

Vorschlag einen Zollwaffenstillstand für zwei Jahre zu schaffen,

voll unterstütze. Auch der Schatzkanzler Snowden lehne einen derartigen Gedanken nicht ab. Die zur Zeit in der Kohlenindustrie herrschende Anarchie bedeute eine schwere Schädigung sowohl der Regierungen, als auch der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberkreise. Die Aufgabe sei heute, eine internationale Zusammenarbeit in der Kohlenfrage auf Grund neuer Methoden zu schaffen. Die englisch-französische Abordnung sei übereingekommen, die in der vorliegenden Entschließung gekennzeichneten Methoden als den geeigneten Weg für die Inangriffnahme der Kohlenfrage vorzuschlagen.

Prystorregime und die Internationale der Krankenkassen

Der Vorstand der Internationale der Krankenkassen prüfte heute die Mandate der polnischen Delegationen, die durch den Kommissar ernannt worden waren. Gegen die Teilnahme des Vizekommissars Rutkowski, als polnischen Vertreter der Verwaltung, hat sich eine sehr starke Opposition bemerkbar gemacht. Besonders scharf haben sich die französischen nichtsozialistischen Vertreter gegen die Teilnahme der Kommissardelegation ausgesprochen. Sie verlangten die Verhängung der polnischen Delegation in der Verwaltung bis zur Klärung der Selbstverwaltungsfrage der Krankenkasse in Polen. Die Wahl der Verwaltung sowie die Abstimmung der grundsätzlichen Resolution über die Autonomie der Krankenkassen wird heute erfolgen.

Rußland veröffentlicht die chinesische Note

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, veröffentlicht das Außenkommissariat der Sowjetunion am Freitag die chinesische Note, die am 11. d. Mts. der Sowjetregierung durch die deutsche Botschaft in Moskau übermittelt worden war. Die chinesische Regierung stellt vier Punkte zur Beilegung des russisch-chinesischen Konfliktes auf und schlägt vor, daß die russisch-chinesische Konferenz in Berlin zusammentreten soll.

Anklagen gegen England

Schwere Anklage gegen den Groß-Mufti und englische Verwaltungsbeamte in Palästina.

Jerusalem. Der Sonderberichterstatter der Telegraphen-Union meldet: Auf arabischer Seite hat, von Hebron ausgehend, eine Bewegung gegen den Großmufti eingesetzt. Er wird der Anstiftung der Unruhen beschuldigt. Weiter hat die Stadtverwaltung von Tel Aviv schwere Anschuldigungen gegen englische Verwaltungsbeamte wegen Parteilichkeit erhoben. Im Zusammenhang damit sind neue Zensurmaßnahmen gegen die Presse durchgeführt worden.

Um die Internationale Bank

Der Unterausschuß für die Bank für internationale Zahlungen. Die amerikanischen Vertreter.

Neuyork. Amtlich wird mitgeteilt, daß der Präsident der First Nationalbank Neuyork, Jackson Reynolds, und der Präsident der First Nationalbank Chikago, Melville Traylor, zu den Vertreter Amerikas in den Unterausschuß gewählt worden sind, der nach den Beschlüssen der Haager Konferenz die Satzungen der Bank für internationale Zahlungen ausarbeiten soll. Die Wahl erfolgte auf Veranlassung Youngs und Morgans. Sowohl Reynolds als auch Traylor sind als hervorragende Finanzleute bekannt.

Polnisch-Schlesien

Wie die „Polska Zachodnia" übertreibt

Man schreibt uns:

In der Ausgabe vom 19. Mai d. Js. brachte die „Polska Zachodnia" eine Nachricht, nach der der polnische Straßenbahnführer Jan Meister von einer Bande Jugendlicher verprügelt worden sei, ohne daß die Polizeiorgane trotz seiner Hilferufe eingeschritten seien. Daraus wird gefolgert, daß der Ueberfall im Einvernehmen mit den deutschen Polizeibehörden erfolgt sei.

Die auf Grund dieser Nachricht von den deutschen Behörden angestellten Ermittelungen haben ergeben, daß am 15. Mai d. Js., an der Haltestelle Hohenzollerngrube ein sichtlich betrunkener Mann mit dem Schaffner wegen Bezahlung des Fahrgeldes stritt. Da er nicht zahlen wollte, bemühten sich der Führer der Straßenbahn sowie der Schaffner, diesen lästigen Fahrgast aus dem Wagen zu entfernen. Hierbei kam es naturgemäß zu Zusammenstößen. Nachdem der Fahrgast aus dem Wagen entfernt worden war, fuhr dieser weiter. Bei der Weiterfahrt bemerkten die Fahrbeamten, daß der unliebsame Fahrgast sich doch wieder in dem Wagen befand. Es kam darauf, da dieser Fahrgast den entsprechenden Fahrpreis nicht entrichtet hatte, zu weiteren Auseinandersetzungen, in deren Verlauf wüste, nicht kontrollierbare Beschimpfungen erfolgten. Da weder an der ersten noch an der zweiten Stelle der geschilderten Vorfälle ein ständiger Polizeiposten stationiert ist und sich weiterhin in diesen Zeitpunkten keine Polizeipatrouillen in der Nähe des Vorfallortes befanden, war ein Einschreiten der Polizei auch nicht möglich. Von den Fahrbeamten ist dem Vorfall keine besondere Bedeutung beigemessen worden, da sich derartige Ereignisse zumal an Lohntagen häufiger auf beiden Seiten der Grenze ereignen. Solchen Vorfällen liegen nach alten Erfahrungen keinerlei politische Momente zu Grunde, und es muß daher Wunder nehmen, daß polnische Grenzbeamte diesem Ereignis besondere Bedeutung beigemessen haben, was sich darin dokumentiert, daß sie auf Grund der Besprechung dieses Vorfalles zwischen den beteiligten Fahrbeamten amtliche Vernehmungen vorgenommen haben. Die beteiligten Beamten haben nach ihren Angaben den Tatbestand geschildert, wie er vorstehend wiedergegeben ist. Es ist daher nicht verständlich, wie die „Polska Zachodnia" zu einer ganz anderen Schilderung dieses „Vorfalles" gekommen ist.

Eine größere Anzahl von unbeteiligten Zeugen hat die Wahrheit der vorstehenden Angaben bezeugt.

Es dürfte danach kein Zweifel bestehen, daß es sich um einen Zwischenfall handelt, der, so bedauerlich er auch ist, in keiner Weise mit politischen Beweggründen in Verbindung gebracht werden kann.

Deutsche Eltern!

Eine große Zahl von Euren Anträgen für die Minderheitsvolksschule ist für ungültig erklärt worden. Für jedes Kind, das zur Minderheitsschule nicht zugelassen worden ist, muß Beschwerde eingelegt werden. Eltern, sucht Euer Recht und holt Euch Rat und Hilfe bei den deutschen Mitgliedern der Schulkommission und bei den Bezirksvereinigungen des Deutschen Volksbundes!

Keine Lohnerhöhung für die Eisenindustrie

Die bisherigen Löhne gelten bis zum 31. Dezember.

Seit Monaten warten die Arbeiter in den Eisenhütten auf eine Erhöhung der Löhne. Steigt doch die Teuerung von Tag zu Tag, auch wenn das statistische Amt dauernd von Preissenkungen zu berichten weiß. Die Arbeitgeber haben es verstanden, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und auch der Schlichtungsausschuß hat vorigen Monat aus formalen Gründen die so dringende Angelegenheit zwecks nochmaliger Verhandlung an den Arbeitgeberverband zurückverwiesen. Am vergangenen Donnerstag tagte nun der Schlichtungsausschuß zum zweiten Male. Doch er hatte kein Verständnis für die Nöte der Arbeiterschaft. Das Resultat der Verhandlung ist, daß die bisherigen Löhne bis zum 31. Dezember d. Js. weiter zu gelten haben. Damit ist eine Lohnerhöhung abgelehnt. Allzusehr haben die Klagelieder des Herrn Tarnowski über die schlechte Konjunktur und die hohen Löhne in der Eisenindustrie auf den Vorsitzenden des Schlichtungsausschusses eingewirkt. Die Arbeitsgemeinschaft der Metallarbeiterverbände wird am Sonnabend zu diesem Schiedsspruch Stellung nehmen. Es steht fest, daß gegen das Vorgehen des Schlichtungsausschusses scharfer Protest eingelegt wird.

Schweres Unglück auf der Przemsagrube

Beim Abtragen eines 80 Meter hohen Schornsteines auf der Przemsagrube bei Myslowitz ereignete sich gestern nachmittag ein schweres Unglück. Ein Gerüst, auf dem drei Mann arbeiteten, brach plötzlich zusammen, so daß einer von ihnen abstürzte und den Tod auf der Stelle fand. Den anderen zwei gelang es sich an einem Drahtseil festzuhalten. Beide wurden aus ihrer gefährlichen Lage erst nach einiger Zeit befreit. Auch sie erlitten schwere Verletzungen.

Nachklänge zu der seinerzeit erfolgten Ulitz-Verhaftung

Am gestrigen Freitag hatte sich wegen Pressevergehen der verantwortliche Redakteur der „Kattowitzer Zeitung", Dr. Wilhelm Hoffmann vor der Pressestrafkammer des Landgerichts in Kattowitz zu verantworten. In der Ausgabe der obigen Zeitung Nr. 38 vom 14. Februar 1929, erschien ein Artikel: „Die Verhaftung des Abg. Ulitz", welcher seinerzeit von der Kattowitzer Polizeidirektion konfisziert wurde. In dem fraglichen Artikel würde zu der Verhaftung des Abg. Ulitz Stellung genommen und im Zusammenhang der Text des vom Deutschen Volksbund an das Sekretariat des Völkerbundes nach Genf gesandten Beschwerdetelegramms veröffentlicht. Vor Gericht führte Redakteur Dr. Hoffmann aus, daß er den fraglichen Artikel erst nach Veröffentlichung desselben gelesen habe. Der Staatsanwalt plädierte wegen Veröffentlichung des Staates auf eine Geldstrafe von 200 Zloty. Nach einer längeren Verteidigungsrede des Rechtsbeistandes wurde Redakteur Dr. Hoffmann wegen Fahrlässigkeit zu einer Geldstrafe von 50 Zloty verurteilt. — In einem anderen Falle hatten sich wegen Veröffentlichung des Artikels „Oberschlesien den Galiziern", der Nr. 159 der „Kattowitzer Zeitung" vom 12. Juli 1928 erschien, hatten sich als verantwortlicher Redakteur Dr. Hoffmann und als Autor der fr. Postinspektor W. zu verantworten. In diesem Bericht wird mitgeteilt, daß im vergangenen Jahre bei der Kattowitzer Post eine Prüfungskommission bestand, welche den examinierenden Beamten und Beamtinnen einen Tag vor der Prüfung die zur Anwendung kommenden schriftlichen und mündlichen Aufgaben bekannt gab. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurde Redakteur Dr. Hoffmann wegen Fahrlässigkeit zu einer Geldstrafe von 20 Zloty und der Artikelschreiber W. wegen wissentlicher Verbreitung falscher Tatsachen, zu einer solchen von 100 Zloty verurteilt.

W Opolu „liegt der Hund begraben"...

Ein Nachwort zum Abbruch der Theaterverhandlungen

Um dem Gegner die Schuld an irgend einem Vorkommnis zuzuschieben, ist man um Argumente nie verlegen. Und so kann es nicht überraschen, daß polnischerseits die Hauptschuld an den Verhandlungsabbruch der deutschen Theatergemeinde zugeschoben wird. Das amtliche Organ der Wojewodschaft, die „Polska Zachodnia" plaudert aber aus der Schule und beleuchtet blitzartig die Situation. Sie will ein für alle Male mit dem deutschen Herrenstandpunkt aufräumen und verlegt daher das Schwergewicht des Interesses von Kattowitz nach Oppeln und erklärt, daß dort der Hund begraben liegt. Wenn wir nun die Ausführungen richtig verstehen, so will man der deutschen Theatergemeinde nicht eher im Kattowitzer Theater ein Zimmer einräumen, bis die polnischen Theaterfreunde Einzug ins Oppelner Theater halten werden. Das ist immerhin ein offenes Bekenntnis, denn wenn diese Forderung aufrecht erhalten wird, so ist auf absehbare Zeit eine Verständigung nicht möglich, aus dem einfachen Grunde, weil zurzeit das Oppelner Theater baufällig ist. Man hat deutscherseits den polnischen Theaterfreunden angeboten, daß sie ihre Veranstaltungen in denselben Räumen abhalten sollen, wie es das Oppelner Theater tut, was polnischerseits abgelehnt wird, denn man will eben auch in Oppeln Herrimhause sein. Ein Standpunkt, der durchaus berechtigt wäre, wenn vielleicht die deutschen Theatervorstellungen im dortigen Stadttheater stattfinden würden und man die Polen ausschalten wollte, was nicht der Fall ist. Mithin ist auch das Geschrei um die Gleichberechtigung in Oppeln ein Vorwand, um den eigenen Herrenstandpunkt in Kattowitz verteidigen zu können.

Wir möchten ausdrücklich darauf verweisen, daß die Verhandlungen zwischen den Theatergemeinden auf beiden Seiten unter Beobachtung völliger Gleichberechtigung geführt wurden. Und so war es selbstverständlich, daß wenn über Kattowitz keine Verständigung erreicht wird, dann auch das polnische Theater jenseits der Grenze seine Ausführungen nicht wird abhalten können. Wenn jetzt infolge des Absagens der polnischen Theatervorstellungen in Zabrze und Beuthen polnischerseits lebhaft protestiert wird, so ist dies nichts anderes, als ein Mittel, die nationalistischen Leidenschaften weiter aufzuwühlen, einen Zustand zu schaffen, der einfach jede Verständigung auch in Zukunft unmöglich macht. Wir haben den Abbruch der Verhandlungen deshalb bedauert, weil eine berechtigte Hoffnung bestand, sie erfolgreich abzuschließen, nachdem bereits zwischen den amtlichen deutschen und polnischen Vertretern in der Gemischten Kommission eine Verständigung erzielt worden ist. Wenn jetzt diese Verständigungsaktion an einem Zimmer im polnischen Theater scheiterte, so ist das nichts anderes, als daß sich die polnischen Theaterfreunde herzlich wenig darum kümmern, was ihre amtlichen Vertreter tun. Und der Ausfall der „Polska Zachodnia" gegen das polnische Mitglied in der Gemischten Kommission läßt vieles zu denken übrig. Es bestätigt sich unsere Annahme, daß hinter den Kulissen ganz andere Kräfte am Werk sind, die es eben zu einer deutsch-polnischen Verständigung und sei es selbst auch nur in Theaterfragen nicht kommen lassen wollen und das bleibt das Entscheidende. „In Oppeln liegt der Hund begraben", weil das dortige Stadttheater baufällig ist, kann darin nicht gespielt werden und weil man die polnischen Aufführungen in Oppeln nicht im dortigen Stadttheater abhalten kann, darum darf die deutsche Theatergemeinde in Kattowitz kein Zimmer erhalten und deshalb werden die polnischen Theateraufführungen in Deutsch-Oberschlesien nicht durchgeführt werden können. Vielleicht hat man vor dem Besuchsfiasko polnischerseits auch gewisse Bedenken und schiebt die ganze Aktion auf den Herrenstandpunkt! Um Mittel braucht man nicht verlegen zu sein, denn polnischerseits ist der Hauptzweck erreicht, es wird in Kattowitz, am Sitze der Wojewodschaft, zunächst kein deutsches Theater sein und das ist eminent wichtig für den polnischen Nationalismus, Gleichberechtigung eine Phrase, gut zur Beschäftigung für diejenigen, die da glauben, daß Recht vor Macht geht. Der Patriotismus hat aber immer Recht, gleichgültig wo die Macht ist und da liegt der Hund begraben! Und deuten wir die Ausführungen der „P. Z." richtig, dann kündigt sie schon heut an, daß sie die Entscheidungen des Präsidenten Calonder herzlich wenig kümmern. Und das zu wissen, ist für uns sehr wichtig. —N.

Uniformierung der Schulkinder

Polen militarisiert sich. Man ist bei uns der Ansicht, daß ein Offizier die Verkörperung alles Edlen, Klugen und Guten ist und daher kommen als Minister Offiziere und selbst in die Krankenkassen werden Offiziere als Leiter kommandiert. Da ein Offizier Soldaten haben muß, so möchte man am liebsten alle Bürger in Uniformen stecken und anstatt einem demokratischen Staat mit freien Bürgern, daraus ein Heerlager machen. Ein solcher Staat läßt sich dann leichter regieren, als ein demokratischer Staat, wo jeder Bürger seine Meinung hat und sie aussprechen möchte. Man arbeitet bei uns in der Richtung, tunlichst viel Militärvereine zu schaffen. Neben den Aufständischen, die doch uniformiert sind, haben wir uniformierte Unteroffiziervereine, uniformierte „Strzelcy", Sokols, Flottenvereine, Legionäre, Hallersoldaten und wie sie alle heißen mögen. Man geht auch daran, alle Schüler zu uniformieren. Der Anfang wurde in den Mittelschulen gemacht. Jeder Schüler und jede Schülerin müssen zumindestens eine Uniformmütze tragen. Für die Schüler ist die „Rogatka" und für die Schülerinnen, je nach der Schule, eine Mütze mit roten, grünen, gelben, weißen oder blauen Biesen. Den Schülern wird auch noch die Kleidung vorgeschrieben, desgleichen den Schülerinnen. Es ist nicht nur allein die Farbe, aber auch der Schnitt muß nach Vorschrift sein. In manchen Schulen wird sogar verlangt, mit Beginn des neuen Schuljahres eine neue Uniform anzuschaffen, zumindestens aber eine neue Mütze. Das ist selbst schon den Eltern auf die Nerven gefallen, die wirklich keine solchen Einnahmen haben, um die Kinder nach Gutdünken eines Schulleiters zu kleiden. Die Mittelschule wird auf solche Art wenigstens nach außen hin militarisiert. Man ließ mit den neuen Erfindungen die Volksschule frei, aber wie man uns sagt, soll auch hier die Uniform ihren Einzug halten. In der Myslowitzer Volksschule 4, auf dem Piosek, die von lauter Grubenarbeiterkindern besucht wird, wurde ebenfalls die Uniformierung angeordnet. Die Schuljungens sollen eine „Rogatka" und die Mädchen eine Haube nach Vorschrift tragen. Hat man denn wirklich nichts fleißigeres zu tun, als die armen Arbeiter noch mit solchen Sorgen zu plagen? Oder ist das für den Unterricht notwendig, daß die Kinder eine einheitliche Kopfbedeckung tragen müssen? Praktisch ist das gar nicht durchführbar, weil viele Eltern gar nicht in der Lage sind, ihren Kindern Mützen nach Vorschrift anzuschaffen. Eine solche Anordnung, die alles andere, nur nicht gescheit ist, ruft nur Verdruß unter den Kleinen hervor. Jene Kinder, denen die Eltern eine Uniformmütze nicht kaufen können, fühlen sich herabgesetzt, wenn sie andere Schulkameraden in den neuen Uniformmützen herumlaufen sehen. Das ist nicht einmal für den Unterricht förderlich und man soll schleunigst diese unkluge Anordnung zurückziehen.

Bestätigt

Sąd Okręgowy XV. Wydział Karny w Katowicach w sprawie zajęcia czasopisma p. t. „Volkswille" na posiedzeniu niejawnem dnia 10-go września 1929 r. po wysłuchaniu wniosku Prokuratora postanawia:

Na podstawie art. 76 rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 10-go maja 1927 r. o prawie prasowem poz. 398 Dz. U. R. P. zatwierdza się zajęcie czasopisma p. t. „Volkswille" z dnia 3-go września 1929 r. nr. 201 odnośnie do art. „Ausserordentliche Bezirkskonferenz der D. S. A. P. Oberschlesiens" w ust. „Resolution" od słów „Das System" do słów „durchzuführen" albowiem odnośny ustęp tegoż artykułu zawiera znamiona przestępstwa z art. 1. Rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 10-go maja 1927 r. poz. 399 Dz. U. R. P. nr. 45 przez rozszerzanie nieprawdziwych wieści mogących wywołać niepokój publiczny i wyrządzić szkodę Państwu wobec czego zajęcie jest uzasadnione po myśli art. 73 i 38 na wstępie cytowanego rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej.

Zakazuje się rozpowszechnianie zajętego wyżej wyszczególnionego czasopisma. Natomiast uchyla się z powodu braku warunków ustawowych zajęcia reszty ustępów i części rzeczonego czasopisma.

Orzeczenie niniejsze doręcza się 1. Prokuratorowi, 2. Dyrekcji Policji w Katowicach, 3. wydawcy, 4. odpowiedzialnemu redaktorowi czasopisma a nadto wywiesza się w Sądzie i ogłasza w gazecie urzędowej a nadto nakazuje się ogłoszenie zajęcia z zachowaniem warunków art. 30 i 33 wspomnianego rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej w czasopiśmie „Volkswille".

Katowice, dnia 10-go września 1929 r.

XV. Wydział Karny Sądu Okręgowego dla spraw prasowych.

(—) Zdankiewicz. (—) Ordza.

Za zgodność.

Podpis: nieczytelne.

Sekretarz Sądu Okręgowego.

Kattowitz und Umgebung

Aus der Parteibewegung.

Die gestrige Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt" wies einen guten Besuch auf. Nach Eröffnung durch den Vorsitzenden wurde das Protokoll der letzten Versammlung verlesen und angenommen. Hierauf erstattete Genosse Kowoll in kurzen Zügen einen Bericht über die letzte, außerordentliche Bezirkskonferenz, welche den Auftakt zum Vereinigungsparteitag in Lodz bildete und sich fast ausschließlich mit diesen Fragen befaßte.

Der nächste Punkt der Tagesordnung brachte ein Referat des Genossen Kowoll, welches sich mit der politischen Lage in Polen, speziell aber mit den bevorstehenden Kommunalwahlen, befaßte. Der Redner streifte alle Wahlkombinationen, mit denen zu rechnen sein wird, betonte aber ausdrücklich, daß die D. S. A. P. allein gehen wird. Dasselbe gilt von der P. P. S., doch werden diese beiden Parteien wahrscheinlich eine Listen-

verbindung eingehen. Es gilt jedenfalls für die Arbeiterschaft, die Augen offen zu halten, um aufs neue Fehler zu vermeiden. Mit einem Appell zu reger Mitarbeit an alle, schloß Genosse Kowoll seine beifällig aufgenommenen Ausführungen, denen außer einer Ergänzung durch Genossen Dittmer keine Diskussion folgte.

Nun wurde die Delegiertenwahl für den Lodzer Parteitag getätigt. Da aus dem Partei- und Bezirksvorstand von Kattowitz bereits 6 Personen, 4 Männer, 2. Frauen fahren, wurden vom Ortsverein selbst nur noch je ein Genosse und eine Genossin delegiert, und zwar fiel die Wahl auf Genossen Figura und Genossin Janta, was einstimmig erfolgte. — Hierauf erstattete Genosse Wiemer einen sehr netten Bericht über das Schmiedeberger Zeltlager, wobei auch der Humor nicht fehlte und der ebenfalls mit Interesse und Beifall entgegengenommen wurde. Zum Schluß wurde noch bekanntgegeben, daß in Kattowitz aus den Kinderfreunden ein Kinderchor gegründet wird, und zwar erfolgt die erste Singstunde am kommenden Donnerstag, um 6½ Uhr, im Zentralhotel, unter Leitung des Herrn Studienrat Birkner. Schluß der Versammlung nach 9 Uhr.

Wieviel Einwohner zählt Groß-Kattowitz?

Die Bevölkerungsziffer nimmt weiter zu.

Ende August umfaßte die Gesamt-Bevölkerungsziffer von Groß-Kattowitz 126 985 Personen. Registriert worden sind 242 Geburten, darunter 236 Lebend- und 6 Totgeburten. Die Zahl der Knaben betrug 120, die der Mädchen 116. Es waren 219 Kinder katholisch, 3 evangelisch, 10 mosaisch und 4 anderer Konfession bezw. aus Mischehen. Verstorben sind im Monat August 144 Personen, demzufolge 13 weniger als im Vormonat. In der Altstadt verstarben 72, im Ortsteil Bogutschütz-Zawodzie 31, Zalenze-Domb 39 und Ligota Idaweiche 2 Personen. Bei 14 Personen handelte es sich um Auswärtige, die in Kattowitz nur vorübergehend verweilten. Verzogen sind im Berichtsmonat nach anderen Ortschaften und dem Ausland insgesamt 964 Personen. Im Gegensatz hierzu sind nach der Wojewodschafts-Hauptstadt 1164 Personen zugewandert. Registriert worden sind im Berichtsmonat 76 Eheschließungen.

Autokatastrophe auf der Chaussee Kattowitz—Brynow. Das Personenauto Sl. 3746 fuhr mit vier Passagieren in ziemlich schneller Fahrt gegen einen Baum auf der Chaussee Kattowitz—Brynow. Die drei Passagiere wurden aus dem Wagen geschleudert und erheblich verletzt, während der Chauffeur Josef Stuchlik aus Kattowitz ohne Verletzungen davon kam. Letzterer besaß die Feigheit und flüchtete nach der Tat, die Hilfslosen in ihrer verzweifelten Lage zurücklassend. Die Verunglückten wurden einem Krankenhaus zugeführt. Die Untersuchungen werden noch fortgesetzt.

Unglücksfall oder Selbstverschulden? Aus dem Gepäckwaggon des Personzuges, der zwischen Kattowitz und Beuthen verkehrt, stürzte ein gewisser Emil Kandziora aus Kattowitz und erlitt so schwere Verletzungen. daß er in ein Spital nach Beuthen gebracht werden mußte, wo ihm die erste Hilfe zuteil wurde. Die Ursache des Unglücksfall ist noch nicht geklärt.

Wegen Zwistigkeiten mit den Eltern. Gestern beging Selbstmord, in der elterlichen Wohnung in Hohelohehütte, der 24 Jahre alte Ingenieur Leo Janes durch Erschießen. J. soll mit den Eltern Zwistigkeiten gehabt haben, die er sich so zu Herzen nahm, so daß er freiwillig aus dem Leben schied.

Installierung einer Zentralheizungsanlage. Im Auftrage des Magistrats in Kattowitz werden z. Zt. die in der Volksschule im. Josefa Lompy in Zalenze befindlichen Ofenheizungen abmontiert und durch neue Zentralheizungsanlagen ersetzt. Die fraglichen Arbeiten werden durch die hiesige Installationsfirma „Termo" ausgeführt. Infolgedessen verspäteter Auftragserteilung konnten die Arbeiten nicht mehr vor Beginn der großen Schulferien, wie anfangs vorgesehen wurde, beendet werden, doch hofft man noch im Laufe des Monats diese fertigzustellen.

Von den Manöverübungen zurück. Am gestrigen Freitag durchzogen die Stadt Kattowitz die von den diesjährigen Manöverübungen heimkehrenden Truppen, welche sich nach ihren Standorten in Kattowitz, Tarnowitz, Lublinitz und Königshütte begaben. Es handelte sich um 1 Regiment Kavallerie, 1 Regiment Artillerie sowie 2 Regimenter Infanterie. Die Defilade nahm auf dem Kattowitzer Ring General Zajonc, in Anwesenheit weiterer militärischer Vertreter, sowie der Behörden, ab.

Um eine bessere Versorgung der Kriegsbeschädigten

Das Gesetz über die Versorgung der Kriegsinvaliden vom 18. März 1921 bestimmt, daß die Grundrente eines Kriegsbeschädigten 500 Polenmark monatlich beträgt. Am 1. April 1924 wurde der Zloty eingeführt und dieser neuen Währung wurden alle Gesetze über die Versorgung von Staatsbeamten usw. angepaßt, nur das Gesetz über die Versorgung von Kriegsinvaliden ist unverändert geblieben. Die Grundrente beträgt weiterhin 500 Polenmark oder 0.027 Groschen, d. h. 1 Groschen in drei Jahren. Das, was die Kriegsbeschädigten als Invalidenrente beziehen, sind die Teuerungszulagen, denn eine Grundrente gibt es nicht. Nach dem Artikel 9 des Invalidengesetzes werden zu der Grundrente Zuschläge berechnet. Die Zuschläge betragen 15, 30 und 50 Prozent, je nach dem Invaliditätsgrad, zu der Grundrente. Da es aber keine Grundrente gibt, so gibt es auch keine Zuschläge, weshalb auch kein Kriegsbeschädigter einen Zuschlag weder für einen Schwerbeschädigten, noch den sogenannten Intelligenzzuschlag erhält. Das Gesetz steht hier lediglich auf dem Papier und kann praktisch gar nicht angewendet werden, weil die Grundrente eine Fiktion ist. Auf diese Tatsache wurde schon oft hingewiesen und eine Abänderung des Invalidenversorgungsgesetzes verlangt, aber es hat nichts gefruchtet. Das Gesetz wird nicht abgeändert und die Grundrente wird nicht festgesetzt.

Das Invalidenversorgungsgesetz wurde beschlossen, als Ostoberschlesien noch nicht zum polnischen Staate gehörte und ist auch den ländlichen Verhältnissen angepaßt. Man ging von der Voraussetzung aus, daß sich die Kriegsbeschädigten auf dem flachen Lande eher helfen können, insbesondere die Eltern, die ihren Ernährer im Kriege verloren haben. Sie werden auch von den Versorgungsämtern stets zurückgewiesen. Mindestens 90 Prozent der Hinterbliebenen erhalten keine Rente und das bezieht sich auf die alten Sozialinvaliden, die eine Versorgung als Sozialrentner beziehen. Die Sozialrente beträgt monatlich 50 Zl. und das genügt für die Militärbehörden, um den alten Leuten die Hinterbliebenenrente zu streichen. Mit der Streichung der Invalidenrente zögert man auch in anderen Fällen nicht, insbesondere, wenn der Kriegsinvalide in Arbeit steht. Bei einem Monatsverdienst von 224,94 Zloty wird die Rente ganz gestrichen und bei einem Verdienst von 124 Zloty wird die Rente gekürzt. Es mag stimmen, daß auf dem flachen Lande, wo die Lebensbedingungen nicht so schwer sind wie bei uns in dem Industriegebiet, ein Auskommen möglich ist. Die Industriebevölkerung empfindet das aber sehr schwer und die Lage der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen ist bei uns wirklich nicht auf Rosen gebettet. Herr Karkoschka hat vor den Sejmwahlen den Kriegshinterbliebenen viel Versprechungen gemacht, heute hört man weder etwas von den Versprechungen, noch vom Karkoschka selbst und die Not der Kriegsbeschädigten wird infolge der Teuerung immer größer.

Ankauf von Remontepferden. Laut einer Mitteilung der Schlesischen Landwirtschaftskammer in Kattowitz finden an nachstehenden Tagen Ankäufe von Remontepferden statt: Am Dienstag, den 17. September, vormittags um 9 Uhr, in Bielitz; am Mittwoch, den 18. September, vormittags 9 Uhr, in Skoczow; am Donnerstag, den 19. September, vormittags um 9 Uhr, in Rybnik und am Montag, den 7. Oktober, vormittags um 9 Uhr, in Lublinitz.

Bevölkerungsstatistisches aus Eichenau. Die standesamtliche Statistik aus Eichenau für den Monat Juli d. Js. weist folgende interessante Zahlen auf: Ende Juni zählte die Gemeinde 10 200 Seelen. Bis zum 31. Juli wurden geboren 12 Knaben und 12 Mädchen. Zugezogen kamen 67 Personen. Der Zuwachs beträgt somit 91 Personen, darunter 48 Männer und 43 Frauen. Demgegenüber verstarben 8 Personen, 6 Männer und 2 Frauen. Es verzogen 70 Personen. Der Gesamtabgang beträgt also 78 Personen. Der Zuwachs beträgt gegenüber Juli 13 Personen. Am 31. Juli zählte die Gemeinde 10 213 Seelen. In den Stand der Ehe traten 6 Paare, alle ledigen Standes, darunter eine gemischte Ehe. Von den neugeborenen 24 Kindern waren 3 unehelich und 2 tot geboren, 23 katholischer und 1 evangelischer Religion der Eltern. —h.

Königshütte und Umgebung

Auch bei uns Fassadenkultur.

In Königshütte werden auch viel Fassaden geputzt. Es war auch schon vielfach sehr notwendig, denn jeder kleine Windstoß riß aus dem mürben Vorputz, große Stücke heraus. Jeder Straßenpassant kam in Gefahr, meuchtings erschlagen zu werden. Nicht nur in den Arbeitervierteln, auch in den anderen „besseren" Vierteln, sahen die früher so herrlich in „Renaissance" oder „Jugendstil" verfaßten Fassaden aussätzig und pockennarbig aus. Schließlich konnte dieses nicht so weiter gehen und da der Hausbesitzer sich jetzt dank in Permanent erklärten Wohnungsnot und der auf die Mieterschaft abgewälzten „Schönheitsreparaturen" recht gut rentiert, fassen viele Hausbesitzer den Entschluß: „Jetzt wird die Fassade geputzt".

So erleben wir jetzt das Vergnügen, die Gerüste aufbauen und abmontieren zu sehen und schön erneut zeigen sich die Häuser. Ja, fürwahr herrlich erneut. Die neue Sachlichkeit feiert Triumphe. So manche schlanke Gipsjungfrau, manches Karyatidenpaar verfiel dem Damoklesschwert. Es wird eben auch hier abgebaut. Selbst der Magistrat geht mächtig daran und verhilft dem alten Rathausteil zu den glatten strengen Linien. Aber auch die neuen Fassaden sind genau so ein Schwindel, wie die alte... Denn genau wie hinter der alten „Renaissance", steckt jetzt hinter der „neuen Sachlichkeit" des glattgeputzten Hauses, unsere alte Bekannte, die Mietskaserne, mit allem Zubehör und den verwahrlosten Wohnungen, die nicht in Ordnung gebracht werden können, weil man angeblich kein Geld dafür besitzt. Die alten Ziegelöfen, halbverfaulten Fensterrahmen usw. Mängel bleiben weiter bestehen, wenn nur nach außen hin, der Schein trügt. . Und so wird man an die Geschichte von den „übertünchten Gräben" erinnert und sie sind ein lehrreiches Gleichnis unserer — Fassadenkultur.

Pachtung des Vorwerks Chorzow.

Wie wir erfahren, stehen die geführten Verhandlungen betreffend der Pachtung des an der Kattowitzer Chaussee gelegenen Vorwerks, das der Skarboferme gehört durch die Stadt vor einem günstigen Abschluß. Die Stadt wird mit dem endgültigen Abschluß des Vertrages eine mehrere Hektar große Fläche, die sich an der Kattowitzer Chaussee hinzieht, mit den Gebäulichkeiten für den jährlichen Pachtzins von 28 000 Zloty pachten. Den Plänen nach, soll der größte Teil des Bodens in Schrebergärten angelegt und den Bürgern gegen ein geringes Entgelt zur Verfügung gestellt werden. Die Gebäulichkeiten werden dem hiesigen Militär zur Verfügung gestellt, damit die im städtischen Schlachthofe seit Jahren untergebrachten Militärpferde daselbst Unterkunft erhalten werden. Einen Teil des Vorwerks behält die Skarboferm, um Gelände solchen Besitzern zu überlassen, denen sie wegen Grubenabbaues Schadenersatz zu leisten verpflichtet ist. Derartige Ueberlassungen sind dann als Entgelt zu betrachten.

Warnung vor einer Schwindlerin.

In letzter Zeit treibt eine Schwindlerin ihr Unwesen in Kattowitz und Umgegend. Dieselbe hat es wahrscheinlich vorwiegend auf Parfümerien und andere kosmetische Artikel abgesehen. Dieser Tage erschien in einem Kattowitzer Friseurgeschäft auf der ul. 3-go Maja diese Frauensperson, um angeblich Einkäufe zu tätigen. Nachdem die Verkäuferin der „Kundin" sämtliche im Geschäftslokal befindlichen gewünschten Artikel vorlegte, wünschte letztere die Vorlegung der im Schaufenster ausgestellten Waren. Als die Geschäftsinhaberin mit der Herbeischaffung des Gewünschten beschäftigt war, stahl die Unbekannte in einem un-

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

64)

„Mein lieber Mann, Sie kommen mitten in der Nacht her und stellen Fragen über Fälschungen," fuhr er in geschwätzigem Tone fort. „Erwarten Sie wirklich, daß nach dem, was heute abend passiert ist, ich mich noch über solche Sachen unterhalten oder Auskunft erteilen will? Ich habe in meinem Leben mit so vielen Fälschungen zu tun gehabt, daß ich kaum weiß, welche Sie meinen."

Seine Augen schweiften unbewußt nach einem kleinen runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand und mit einem feinen, weißen Tuche bedeckt war. Alan hatte das bemerkt und wunderte sich, was das Tuch verbarg. Es konnte Meisters Aberdbrot sein, oder es konnte — nur für einen Augenblick ließ er seine Aufmerksamkeit ablenken.

„Meister, Sie haben irgendeine Drohung gegen Mary Lenley ausgesprochen, und ich will wissen, was es war. Sie haben sie gebeten, etwas zu tun, was sie nicht will. Ich weiß auch das nicht, aber ich kann es erraten. Ich warne Sie . . ."

„Als Polizeibeamter?" spottete Maurice.

„Als Mann," betonte Alan ruhig. „Gegen das Verbrechen das Sie beabsichtigen, gibt es kein Rechtsmittel, aber ich kann Ihnen sagen, daß, wenn Mary Lenley ein Haar gekrümmt wird, es Ihnen leid tun wird."

Die Augen des Anwalts waren halb geschlossen.

„Man darf wohl annehmen, daß das eine persönliche Bedrohung ist?" sagte er, und obgleich er den Versuch machte, unbekümmert zu erscheinen, zitterte seine Stimme. „Bedrohte Leute leben lange, Inspektor Wembury, und ich bin mein Leben lang bedroht worden, und nichts ist daraus geworden. „Der Hexer" droht mir, Johnny droht mir — ich lebe von Drohungen."

Die Augen Alan Wemburys glänzten wie polierter Stahl.

„Meister," sagte er sanft, „wissen Sie, wie nahe Sie dem Tode sind?"

Meisters Mund öffnete sich vor Schrecken, und er starrte den jungen Mann, der ihn überragte, an.

„Vielleicht nicht durch meine Hände, auch nicht durch „Des Hexers" Hände, auch nicht durch John Lenleys Hände, aber wenn das, was ich glaube, wahr ist, und wenn mein Verdacht über die Gemeinheit wahr ist, die Sie heute abend auszuführen beabsichtigen, und wenn Sie Ihre Pläne durchführen, können Sie dessen sicher sein, Maurice Meister — wenn es „Dem Hexer" mißlingt, werde ich Sie erwischen!"

Meister schaute ihn eine lange Zeit an, und dann zwang er sich zu lächeln.

„Bei Gott, Sie sind in Mary Lenley verliebt, rief er, indem er heiser lachte. „Das ist der beste Witz, den ich seit Jahren gehört habe!"

Alan hörte sein. spöttisches Lachen noch, als er die Treppe hinunterging, und sein Echo klang ihm noch in den Ohren, als er die Flanders-Lane entlangging.

Er suchte sofort einen befreundeten Anwalt auf, der in Greenwich wohnt. Seine Unterhaltung mit diesem Herrn war sehr befriedigend.

42.

Alan Wembury kehrte in das Dienstzimmer zurück und sah auf die Uhr. Er war zwei Stunden fortgewesen.

„Ist Mr. Bliß dagewesen?" fragte er.

Bliß war aus der Polizeiwache beinahe ebenso dramatisch verschwunden, wie er gekommen war.

„Jawohl, Sir. Er war einige Minuten da und wollte einen der Gefangenen in der Zelle sehen," berichtete Carter.

Alan horchte auf.

„Wen?" fragte er.

„Den Lenley. Ich habe ihm den Schlüssel gegeben."

Welches Interesse hatte der Mann von Scotland Yard an Johnny? Wembury stand vor einem Rätsel.

„Oh — blieb er lange?"

„Nein, Sir. Ungefähr fünf Minuten."

Alan schüttelte seinen regennassen Hut am Kamin ab.

„Keine Mitteilungen?"

„Nein, Sir. Einer unserer Betrunkenen hat viel Scherereien gemacht. Ich mußte an Dr. Lomond telephonieren — er ist jetzt bei ihm. Haben Sie übrigens das unter Lenleys Papieren gesehen? Ich habe es erst entdeckt, nachdem Sie fort waren."

Er nahm eine Karte vom Pult und gab sie Wembury, der folgendes las:

„Das ist der Schlüssel. Sie können hingehen, wenn Sie wollen — Nr. 57."

„Das ist ja Meisters Handschrift."

„Jawohl, Sir," nickte Carter, „und Nr. 57 gehört Meister. Ich weiß nicht, welchen Einfluß das auf die Anklage gegen Lenley haben wird."

Nachdem Alan Wembury das gelesen hatte, war ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen: er erinnerte sich alles dessen, was sein befreundeter Anwalt gesagt hatte.

„Dem Himmel sei Dank! Nun kommt er heraus! Es war doch so wie ich es mir dachte! Meister muß sehr betrunken gewesen sein, als er das schrieb — sein erster Fehler."

„Was sagt das Gesetz dazu?"

„Wembury war kein Rechtsanwalt, aber nachdem er herausgefunden hatte, daß die Festnahme auf Meisters Eigentum geschehen war, fand er einen Ausweg. Johnny Lenley war auf Meisters Aufforderung hin dort gewesen — es konnte also kein Einbruch sein. Meister war der Besitzer des Hauses.

„Ist ein Schlüssel dabei?" fragte er.

„Jawohl, Sir." Carter überreichte den Schlüssel. „Er hat eine Etikette mit Meisters Namen."

Alan seufzte erlöst auf.

„Bei Gott! Und doch bin ich froh, daß Lenley hier ist. Wenn ich jemals Mordabsichten in den Augen eines Mannes gesehen habe, war es in den seinen!"

Carter stellte eine Frage, die ihm den ganzen Abend durch den Kopf gegangen war.

„Lenley ist doch nicht etwa „Der Hexer"?" fragte er, und Alan lachte.

„Das ist eine alberne Frage. Wie könnte das der Fall sein?"

Während Wembury sprach, hörte er seinen Namen rufen, und Lomond kam vom Gange hergelaufen, der zu den Zellen führte.

„Was ist los?" fragte Alan schnell.

„In welche Zelle haben Sie Lenley getan?"

„Nr. 8 — am äußersten Ende"; erwiderte Carter.

„Die Tür steht weit offen, und die Zelle ist leer!"

Carter stürzte aus dem Zimmer. Alan nahm den Telephonhörer vom Pult des Sergeanten auf.

„Zum Teufel, Lomond, er wird hinter Meister her sein."

Carter kehrte eilig ins Zimmer zurück.

„Er ist tatsächlich entflohen. Die Türen zur Zelle und auf den Hof hinaus sind offen."

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Namenstag der Prinzessin

Von Anton Tschechow.

Das kleine dreifenstrige Häuschen der Prinzessin hat einen festlichen Anstrich bekommen. Es scheint sich verjüngt zu haben. Ringsumher ist sauber gekehrt, die Tore sind offen, und an den Fenstern sind die Jalousiengitter heruntergenommen worden. Die frisch geputzten Fensterscheiben kokettieren schüchtern mit der Frühlingssonne... Bei der Paradetür steht der Portier Mark, alt und gebrechlich, in einer von Motten zerfressenen Livree. Sein stacheliges Kinn, das seine zitternden Hände den ganzen Morgen zu rasieren versuchten, die blank geputzten Stiefel und die Livreeknöpfe spiegeln sich in der Sonne. Nicht umsonst ist Mark aus seinem Kämmerlein hinausgekrochen. Heute ist der Namenstag der Prinzessin. Er muß den Besuchern die Tür öffnen und ihre Namen laut ausrufen. Im Vorzimmer riecht es nicht, wie gewöhnlich nach Kaffeesatz und nicht nach Fastensuppe, sondern nach Parfüm, dessen Duft dem der Glyzerinseife sehr ähnlich ist. Die Zimmer sind sorgfältig aufgeräumt. Von den Bildern ist der Tüllschleier heruntergenommen worden, und der ausgewetzte, rauhe Fußboden ist gebohnert. Der böse Hund Julka, die Katze mit ihren Jungen und die Küken sind bis zum Abend in der Küche eingesperrt.

Die Prinzessin selbst, die Besitzerin dieses Häuschens, eine runzlige und gebückte Alte, sitzt in einem großen Sessel und streicht fortwährend die Falten ihres Festkleides glatt. Nur die Rose, die an ihrer mageren Brust befestigt ist, zeigt, daß hier noch Jugend lebt. Die Prinzessin wartet auf die Gratulationsbesucher. Es müssen kommen: Baron Tramb mit seinem Sohn, Fürst Chachaladse, Kämmerer Burlaftow, der Kusin General Bitkow und viele andere noch... alles in allem 20 Personen!

Es wird Mittag. Die Prinzessin zupft am Kleid und an der Rose. Sie horcht: Hat da nicht jemand geläutet? Geräuschvoll fährt ein Wagen vorbei und bleibt stehen. Es vergehen fünf Minuten.

„Nicht zu uns!" denkt die Prinzessin.

„Ja, nicht zu Ihnen, Prinzessin!"

Die alte Geschichte der früheren Jahren wiederholt sich. Die unbarmherzige Geschichte! Um 2 Uhr geht die Prinzessin, wie im vorigen Jahre, in ihr Schlafzimmer, riecht an dem Salmiakgeistfläschchen und weint.

„Niemand ist gekommen! Diese Barbaren!"

Um die Prinzessin ist der alte Mark besorgt. Er ist nicht weniger verdrossen: die Menschen sind schlechter geworden! Früher war kein Platz für die Ankömmlinge — heute aber...

„Niemand ist gekommen!" weint die Prinzessin. „Weder der Baron, noch der Fürst, noch George Buwitzki... alle haben sie mich verlassen. Dabei, wenn ich nicht wäre, was wäre aus ihnen geworden? Alle verdanken sie mir ihr Glück, ihre Karriere — nur mir! Ohne mich hätten sie nichts erreicht!"

„... hätten sie nichts erreicht", echote Mark.

„Ich verlange keinen Dank... Ich brauch' ihn nicht Aber ein Gefühl kann ich doch verlangen! Gott, wie kränkend das ist! Selbst der Neffe Jean ist nicht gekommen. Was hab' ich ihm Schlechtes getan? Ich löste alle seine Wechsel ein, verheiratete seine Schwester Tanja mit einem braven Menschen. Teuer kam mich dieser Jean zu stehen! Ich habe aber mein Wort, das ich meinem Bruder, seinem Vater, gegeben habe, gehalten. Ich hab für ihn hin... du weißt doch selbst..."

„Und selbst seinen Eltern waren Durchlaucht an Eltern statt."

„Und das ist der Dank! Oh, diese Menschen!"

Um 3 Uhr, genau wie im vorigen Jahre, bekommt die Prinzessin einen hysterischen Weinkrampf. Der erschrockene Mark setzte sein gallonierte Hütlein auf, feilscht lange mit einem Droschkenkutscher und fährt zu dem Neffen Jean. Zum Glück befindet sich das möblierte Zimmer, in dem der Fürst Jean wohnt, nicht weit von seinem Hause. Mark trifft Jean im Bett. Jean ist eben von dem gestrigen Gelage zurückgekehrt. Sein abgelebtes, feistes Gesicht ist puterrot. Auf seiner Stirn perlt der Schweiß. Er möchte gern einschlafen, kann aber nicht — ihm ist übel. Sein gelangweilter Blick streift über die Waschschüssel, die voll von Seifenwasser und Papierschnitzeln ist.

Mark tritt an das schmutzige Zimmer ein und kommt schüchtern auf das Bett zu.

„Es ist nicht schön. Iwan Michailowitsch!" sagt Mark und schüttelt tadelnd den Kopf. „Es ist nicht nett von Ihnen!"

„Was ist nicht nett?"

„Warum kommen Sie nicht heute, Ihrer Tante zum Namenstag zu gratulieren? Ist das vielleicht schön?"

„Scher' dich zum Teufel!" sagt Jean, ohne den Blick von dem Seifenwasser abzuwenden.

„Meinen Sie, daß die Tante nicht beleidigt ist? Wie? Ja. Iwan Michailowitsch. Sie haben keine Gefühle, Durchlaucht!"

„Ich pflege keine Visiten zu machen. So sage es auch ihr... Diese Sitte hat sich schon überlebt. Man hat jetzt keine Zeit mehr dazu. Ihr könnt das tun, wenn ihr nichts Besseres vorhabt. Mich lasset gefälligst in Ruhe! Also Vorwärts, marsch... Ich will schlafen..."

„Schlafen wollen Sie... Sie wenden das Gesicht ab, weil Sie sich wohl schämen, mir ins Gesicht zu schauen?"

„Was ist denn los! Pst!... So ein Mistvieh!"

Mark beginnt mit den Augen zu zwinkern. Eine lange Pause tritt ein.

„Vielleicht würden Sie doch hinkommen und gratulieren" — spricht Mark schon gütig. „Durchlaucht weinen, wälzen sich in Krämpfen im Bette. Haben Sie doch die Güte, erweisen Sie doch die Ehrerbietung! Kommen Sie doch, Durchlaucht!"

„Ich fahre nicht. Wozu auch? Was fange ich bloß bei der alten Jungfer an?"

„Kommen Sie doch, Durchlaucht! Erweisen Sie ihr doch die Achtung! Seien Sie doch barmherzig! Durchlaucht ist so gekränkt von Ihnen — sozusagen — Undank und Ihrer Gefühlslosigkeit!"

Mark wischt sich mit dem Aermel die Augen aus.

„Seien Sie gütig!"...

„Hm... kriegt man Kognak?"

„Jawohl, Durchlaucht, jawohl!"

„Sooo! Na, ja!" Der Fürst zwinkert Mark mit den Augen zu. —

„Wird sich auch ein 100-Rubel-Schein für mich finden?"

„Das ist ganz unmöglich. Durchlaucht wissen selbst, daß wir kein Geld mehr haben von früher. Die Verwandtschaft hat uns ganz ruiniert. So lange wir Geld gehabt haben, sind viele gekommen, jetzt aber... ach, du lieber Gott!"

„Wieviel hab' ich bei euch im vorigen Jahre für die... Visite bekommen? Ich glaube, 200 Rubel! Und jetzt sind nicht einmal 100 da? Du machst ja Spaß! Wühle bei der Alten umher; wirst schon etwas finden... Uebrigens, mach', daß du fortkommst! Ich will schlafen."

„Seien Sie doch so gütig, Durchlaucht! Die Prinzessin ist doch so alt und schwach. Kaum, daß die Seele sich noch im Körper hält. Haben Sie Erbarmen! Iwan Michailowitsch! Durchlaucht!"

Jean ist nicht zu bewegen. Mark beginnt zu feilschen. Um 5 Uhr gibt Jean nach, zieht den Frack an und fährt zu der Tante.

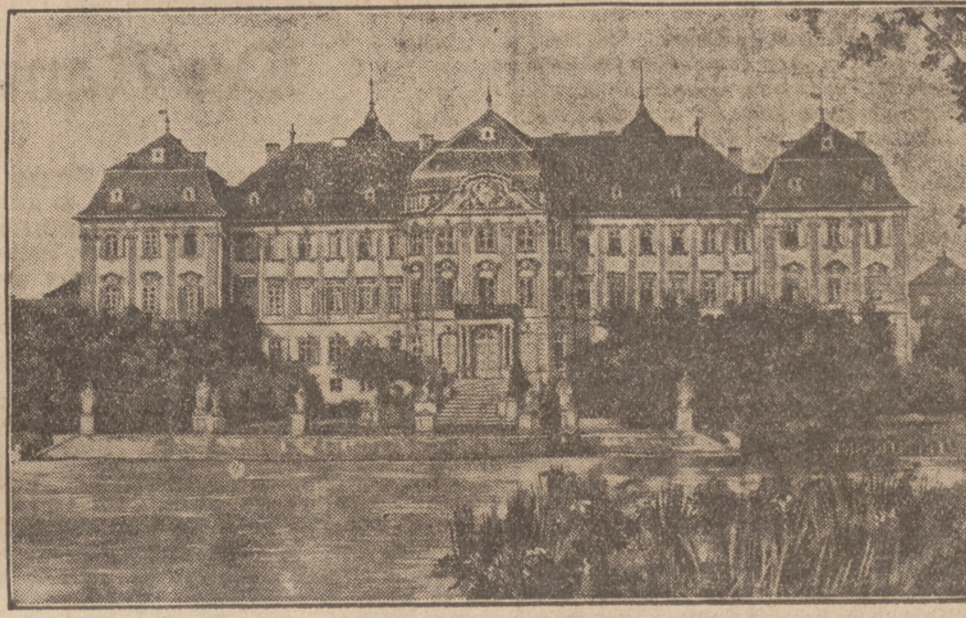
„Ma Tante"... sagt er und drückt seine Lippen auf ihre Hand. Er setzt sich auf den Divan und kramt mit dem vorjährigen Erzählungsstoff auf. „Marie Kryßkina hat einen Brief aus Nizza erhalten... Was sagen Sie, ma Tante, zu ihrem Mann?"

Nun folgt eine flotte Darstellung eines Zweikampfes, der zwischen dem Mann und einem Engländer wegen einer Sängerin stattfand...

„Ist es möglich?" Die Prinzessin hebt die Augen zur Decke, schlägt die Hände zusammen, und voll Erstaunen und Entsetzen wiederholt sie: „Ist es möglich?"

„Ja... duelliert, läuft den Sängerinnen nach, und die Frau siecht dank ihm dahin. Ich begreife solche Leute nicht, ma Tante!"

Die glückliche Prinzessin setzt sich näher zu Jean; das Gespräch ist in vollem Gange. Man reicht Tee und Kognak. Während die überglückliche Prinzessin den Erzählungen Jeans zuhört, lacht, sich entsetzt und staunt, kramt der alte Mark in seinem Koffer umher und sucht die Geldscheine zusammen. Der Fürst Jean war diesmal sehr nachgiebig. Es genügen ihm nur 50 Rubel. Um aber diese 50 Rubel zusammenzusuchen, müssen „mehrere Koffer auf ihren Inhalt hin untersucht werden.



Schloß Werneck

in Unterfranken, das 1731—1747 von Johann Balthasar Neumann, einem der ersten Architekten seiner Zeit, erbaut wurde

Die nackte Seele

Von V. Groß.

Der größte war gestorben. Die Zeitungen hatten Nekrologe gebracht, sie hatten Erinnerungen, Bilder und Anekdoten aus seinem Leben veröffentlicht — angefangen beim ersten Geplärr, welches er von sich gab, als er das sogenannte Licht der Welt erblickte, bis zu seinem letzten Seufzer. Denn, wenn ein großer Mann stirbt, sagt er gewöhnlich etwas Geistreiches, hat er sich doch sein Leben lang auf diesen Moment vorbereitet. Der große Mann hatte also etwas gesagt, was jede Zeitung auf ihre Art auslegte. Eine wissenschaftliche Zeitschrift meinte dieses, eine andere jenes, aber in einem endlos langen Artikel bewies ein angesehener Gelehrter, daß der Verblichene nicht einmal Platos Namen gekannt habe.

Während die Nation sich mit berserkerhafter Wut und bis zu Tränen über dieses Thema herumzankte, wanderte die Seele jenen Weg, der zu der Pforte der Ewigkeit führt.

Man konnte gleich sehen, daß es sich um keine gewöhnliche Seele handelte, welche anscharwenzt kam, um um Gnade zu bitten. Es war eine Seele, welche glitzerte, strahlte und leuchtete, behangen mit Gold, Sternen und Orden. Eine Gestalt wie aus Stein gehauen, ein Gesicht aus Eisen gegossen. Augen, die scheinbar alles durchblickten, Kiefer, welche ganze Ländereien zerkaut und wieder ausgespuckt hatten, als seien sie weiter nichts als erbärmliche Kleckse auf der Landkarte. Mit seinen Füßen hatte er alles niedergestrampelt, was sich ihm in den Weg gestellt. —

Sein Leben lang war er nur gewohnt gewesen, zu befehlen. Seine Wünsche waren Befehle. Sein Wille war einfach Gesetz. Wie ein Donner toste es in die unendliche Stille hinein, als er an die Pforte klopfte. Aus seinen Augen schossen Flammen, denn er war es gewöhnt, daß jede Pforte sich von selbst öffnete, wenn er nahte, und seine Kiefer machten rasende Kaubewegungen, als er warten mußte. Geräuschlos drehte sich das Tor in seinen Angeln. Der Größte ging über die Schwelle. Sporenklirrend, mit erhobener Stirn, die Hand um den Säbelknauf gepreßt, trat er ein. Er öffnete den Mund, um zu donnerwettern, daß er so lange habe warten müssen — da fiel das Tor ins Schloß. Er hörte es nicht, aber ihm war, als ob ein feiner Faden — die Verbindung zwischen ihm und dem Leben — abgeschnitten wurde. Dieses Empfinden hielt aber nur eine Sekunde an, denn er besann sich darauf, daß er ja ein Uebermensch sei. Er blickte an sich herunter. Die Orden auf seiner Brust glitzerten, wie ihm deuchte, noch stärker im himmlischen Licht, und der diamantengeschmückte Säbelknauf — dieser Säbel war ihm als demütige Bitte um Gnade von einem geschlagenen Fürsten übersandt worden — sprühte geradezu wie ein glühendes Herz in seiner Hand. Er wußte noch, wer und was er war und blickte infolgedessen mit Imperatorblick um sich, mit diesem berühmten, diesem furchtbaren Blick, welcher Nationen zum Zittern gebracht hatte.

Hinter einem Pult saß ein kleiner, vertrockneter Mann über ein großes Buch gebeugt. Es war St. Peter. Als der größte über den Boden schritt, dröhnte es wie Kanonendonner. Er knallte die Hacken zusammen und schrie mit einer Stimme, welche die Welt mit Grausen erfüllt hatte: „Melde mich zu Diensten."

St. Peter sah von seinem Buch auf und rückte die Brille auf seiner Nase zurecht. „Dein Name?" fragte er mit einer feinen, dünnen Greisenstimme. „Generalfeldmarschall, Majordomus, Ritter und Freiherr von Treckow, Malwitz, Stoltenburg, Fitzkow, Baron zu..." „Ach, einen Augenblick," St. Peter glitt von seinem Stuhl herunter, schwankte auf eine Tür zu, die er öffnete und rief einige kleine Engel herbei, welche herangeflattert kamen. Der Größte hatte derweile seine Litanei noch nicht beendet. „Graf zu Warzenburg, Trutenfels, Trenck und Trowitz..." „Beeilt euch," sagte St. Peter. Die kleinen Engel verstanden ihn sofort. Die Seele hatte sich nicht einen Augenblick aus der Ruhe bringen lassen, „Ritter der Goldenen Sonne ersten Grades mit Sternen und Eichenlaub, des Weißen Adlerordens erster Klasse, des blauen..." Die Seele hielt plötzlich ein; denn ein kleiner Engel hatte den ersten Orden von seiner Brust gerissen. Auch der zweite fiel herab, dann wieder einer und noch einer; der Haufen auf dem Fußboden wuchs und wuchs. Die Seele holte tief Atem, ihr war, als sei die Luft zu dünn geworden, sie füllte die Lunge nicht recht. Die Engel waren eifrig beschäftigt, die Seele zu plündern, und mit jedem Stück, das man ihr abnahm, schien es der Seele, daß sie kleiner und kleiner wurde. Da ergriff ein Engel den berühmten goldenen Säbel, und ein Zittern durchrieselte die Seele. Die Hände tasteten krampfhaft umher, um irgendwo Halt zu suchen, während ein anderer Engel ihr die großen Lackreitstiefel auszog, was die Seele empfand, als würde ihr der Boden unter den Füßen fortgezogen. Da nahm ein dritter Engel ihr den goldfunkelnden Rock ab, und die Seele spürte, wie das Leben in tausend Strahlen aus dem Körper entfloh. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, die trockenen Lippen öffneten sich, um zu protestieren, aber sie war nicht imstande, auch nur einen Laut hervorzustammeln. Im gleichen Maße wie der Haufen auf dem Fußboden wuchs und wuchs, dünkte es der Seele, daß sie mehr und mehr einschrumpfe. Da riß ihr ein Engel das Hemd ab und warf es zuoberst und bebend stand die Seele in dem großen kalten Raum. Alles war vergessen, alles war davongeflattert wie feiner Staub — die Seele war nur Seele. St. Peter bestieg wieder seinen Stuhl und blätterte im Buch. Die Seele durchbebte ein Schauer. Sie bemühte sich krampfhaft, sich an irgend etwas zu erinnern, irgend etwas zu verstehen, aber es war nichts vorhanden, nichts und wieder nichts, woran sie sich hätte festklammern können in ihrer nackten Hilflosigkeit.

St. Peter blätterte immer noch in dem großen Buch, als wenn er nach etwas suche. Die Seele wurde kleiner und kleiner. Sie strengte sich mehr und mehr an, sich an irgend etwas zu erinnern, aber — das lag alles miteinander in dem großen Haufen. Die Engel trugen alles fort, und als nichts mehr übrig war, war die Seele nur noch ein geringes Stäubchen, das auf dem Boden lag. St. Peter blickte von seinem Buch auf und seufzte. Dann schaute er das Staubkörnchen an und fragte:

„Wer bist du?"

Ein kleiner Engel nahm das Stäubchen auf und legte es auf seine Hand. St. Peter nickte dem Engel zu, der dann das Stäubchen anpustete, so daß es in die Ewigkeit hineinwirbelte.

Sektion

Von M. L. Henniger.

Mit übernächtigten Augen sah Martha zum Fenster hinaus. Ungeheure Wassermengen waren niedergegangen, bevor die Wolken von unsichtbaren Händen hin- und hergeschoben wurden. Sie ballten sich und zogen in verschiedenen Richtungen des Wegs. Hinter ihnen hatte sich ein blaßblauer Frühlingshimmel geduldig wartend verborgen und lächelte jetzt auf eine reingewaschene Stadt herab. Die beiden kannten einander kaum. — Wann sieht man eigentlich den Himmel in einer Großstadt? — dachte Martha bekümmert, während ihr Blick hinabglitt in den muffigen Spalt des Hofes. Das ganze Viertel mit seinen klatrigen Wohnhöhlen stank nach Schmutz und Armut. Eisen- und Altwarenhändler hausten Tür an Tür. Dazwischen lagen jene schäbigen Kellerwirtschaften, aus denen Tag und Nacht unflätiger Lärm und der widerliche Geruch zweifelhaften Backfettes emporstiegen. Die Luft, die zwischen den Häusern stockte, war klebrige Schmiere. Zu ebener Erde wohnten Pfandleiher, die mit kalten, abgefeimten Mienen ihre Opfer aussogen. — Ueber all dem Schmutz dort unten umschwebten Marthas kleine Mansarde heute unbestimmbare Frühlingsdüfte, die sich mit dem Geruch der Nässe vermischten und unkenntlich wurden. Es war wie ein Rausch, der unendlich wohl tat. War es denn möglich, daß es auch noch Freuden gab, die den Weg zu ihr suchten? Wie bedrückend war diese schlaflose Nacht mit dem einförmigen Regengetrommel wieder gewesen! Gewohnheitsmäßig griff Martha nach einem Nähzeug. Oft blieben aber die Hände im Schoß liegen. Die armen, zerschundenen Finger klammerten sich um das Zeug, als suchten sie irgendwo Halt. Marthas Gesicht war farblos und in den eingefallenen Augen stand immer nur ein großes Wundern und stummes Fragen. Die Welt, in der die „Vernünftigen" alles „weise" lenken, diese angeblich sinnvoll eingerichtete Ordnungswelt — die verstand sie nicht ...

Ein Brief wurde durch den Türspalt geschoben. Ob wohl endlich die Nachricht käme, die ihr, der kränklichen Gelegenheitsarbeiterin, die geringfügige monatliche Unterstützung zusagte?! Der Herr vom Wohlfahrtsamt hatte sie nun schon seit Wochen mit betulichen Reden hingehalten. Mit wohltätigkeitsbalsamierten Worten läßt sich indessen keine Not lindern. Zitternd riß Martha den Umschlag entzwei. Sie saß eine Weile apathisch da mit dem ewig gleichbleibenden Gesichtsausdruck des nagenden Schmerzes. Freude und Schmerz lassen sich auf eine ganz winzige Formel bringen. Ein, mit wenigen Schreibmaschinenzeilen bedeckter Bogen kann einen umfangreichen Roman, eine Katastrophe enthalten.

„Das Befinden Ihres Kindes hat sich verschlechtert.
Man bittet um Ihren Besuch." —

So schnell, wie ihre schwachen Beine sie tragen konnten, eilte Martha ins Städtische Krankenhaus.

Das Kind — war bereits am Abend zuvor gestorben.

Martha fährt mit der Straßenbahn nach Hause, holt aus der Schublade ein mühsam selbst genähtes Hemd und ein Kleidchen hervor. — — —

Sie wankt durch die Pforte des Krankenhauses. Nur ein Gedanke beseelt sie. Sie selbst will ihr Kindchen einkleiden. Das Kleid sollte die kleine Rosa ja haben, wenn sie wieder nach Hause käme — ja — vielleicht ist sie jetzt zu Hause — wer weiß das ...

„Wo ist mein totes Kind?" — „Wer sind Sie denn?" — „Gott — ich bin die Mutter!" — „Das müssen Sie erstmal beweisen!"

Martha sucht und fischt aus ihrem abgenutzten Beutel einige zerknüllte Scheine hervor. — „In der Leichenhalle!" — „Wo ist die?" — „Hinterm Pathologischen Institut!" — Endlich findet Martha die Halle Das Paket mit dem Hemd und dem Kleidchen zittert in ihren Händen. Sie blickt alle Wärter und Schwestern mit Augen an, die aussehn, als schwämmen sie in Tränen. Durch den ganzen Körper, durch all die feinen Kanäle kriechen die Tränen. Sie fühlt sie hochsteigen. Sie wollen sich durch die Augen ergießen — aber irgendwo stockt ihr Lauf. Martha kann nicht weinen. — „Wo kann ich ...?" — „Wer sind Sie?" — „Martha Klein, ich möchte mein Kind sehen!" — „Ausgeschlossen. So schnell geht das nun nicht. Sehen Sie sich das Reglement mal an. Morgen vielleicht.

Aus.

Am nächsten Morgen wankt Martha abermals durch die rote Pforte. Sie ist noch bleicher als sonst und die Augen scheinen noch tiefer in den Höhlen zu liegen. Sie haben einen stechenden, fiebrigen Glanz. Die Nachbarin hat Martha ein paar Groschen geliehen. Martha hält einige schüchterne Blumen in der Hand. Vergißmeinnicht und Himmelschlüssel. Sie ist totmüde. Sie läuft hin und her. Ueberall Verlegenheitsreden und ausweichendes Benehmen. — „Das geht heute nicht, liebe Frau, ausgeschlossen, sehn Sie mal ... Sie können Ihr Kind doch so schön vor der Beerdigung sehn — nicht wahr?"

Aus.

Martha wußte nicht, wie lange sie mit den verwelkten Blumen, dem Hemd und dem Kleidchen für die kleine Rosa umhergeirrt war, als sie schließlich nach Hause kam. Dort fand sie eine Nachricht vom Wohlfahrtsamt. Ihr Kind würde dann und dann auf dem Armenwege beerdigt werden. — — Martha treibt noch ein paar Mark auf. Die Nachbarin leiht einen schwarzen Mantel Marthas fadenscheiniger, heller Mantel ist doch zu schäbig. Die Nachbarin muß waschen gehn, kann den Verdienst nicht einbüßen. Martha fährt mutterseelenallein einen endlosen Weg mit der Straßenbahn. Auf dem Friedhof hat keiner einer Ahnung von dem stattfindensollenden Begräbnis. Wieder zweckloses Fragen. Endlich kommt ein Lastauto angefaucht. Unter anderen Särgen bringt er den des Kindes. — „Ich möchte jetzt endlich mein Kind sehn, und hier — dies Kleidchen — lassen Sie mich ..." — „Gern," erwidert der wohlmeinende Beamte. — Da gewahrt er aber plötzlich drei Kreidekreuze auf dem Sargdeckel. Er erklärt Martha mit einigen mitleidsvollen Worten, daß es wirklich besser sei ..." — sonst gibt er keinerlei Aufschlüsse. — Wieder stummes Staunen in Marthas Augen. Sie weiß fast nicht, ob sie diese Szene träumt oder wirklich erlebt. Schließlich sieht sie, wie ein Friedhofswärter den Sarg unter den Arm nimmt. Martha folgt mechanisch. Alles erscheint ihr unwirklich. Eine Grube wird gegraben. Man versenkt den schwankenden, kleinen Sarg. Erdschollen poltern herab. Der Sarg erzittert. Das Armeleutebegräbnis ist vollbracht. Kurz, bündig und gefühllos. Was verlangt man denn noch mehr? Martha hat irgendwie das Gefühl, daß das doch nicht alles sein könne. Irgendetwas müsse doch noch geschehen. Das ist doch unerträglich. Das kann doch nicht etwa der Abschluß sein. Sie denkt an hohe, bunte Kirchenfenster, an einen aufgebahrten Sarg, Blumen, Kerzen, Orgelbrausen, ein paar tröstende linde Worte, wenn auch nur für einige Minuten Balsam — aber dies hier ... Hinter den drei Kreuzen verbirgt sich gewiß etwas Grauenhaftes, denkt sie. Ein gepreßtes Keuchen entringt sich ihr.

Sie schleudert den Kranz zu Boden.

„Kommt denn niemand, kommt denn kein Geistlicher?" kreischt sie — über sich selbst entsetzt, mit ihr fremder Stimme, daß es über den Friedhof gellt.

„Seid Ihr hier Christenmenschen — oder überhaupt Menschen — — ja — was seid ihr denn eigentlich? ..."

Ihre geradezu geniale Geduld ist erschöpft.

„Der Herr Pfarrer kommt wohl dieser Tage mal vorbei," stammelt der erschrockene alte Gräber, indem er Martha aus ängstlichen und besorgten Augen anblickt.

„Und das alles bescheint eine lachende Sonne — jetzt muß ich doch wirklich selbst lachen ..." und Martha brach in ein entsetzliches Gelächter aus, während sie über die aufgeweichten schmalen Steige dahintorkelte. —

Seit jenem Tage aber stand das ewige Fragen nicht nur in Marthas Augen. Nein — alle Welt bestürmte diese arme, zermürbte, irregewordene Seele mit ihren Fragen. „Ist das Kind überhaupt gestorben und begraben? Was bedeuten die Kreidekreuze? Warum durfte ich das Kind nicht sehn? Es lebt irgendwo. Ja, gewiß, irgendjemand hat die kleine, hübsche Rosa adoptiert, nicht wahr? Antwortet doch — antwortet ..."

Eines Morgens fand man Martha ganz zusammengekauert an einem kleinen Hügel. Ihre verkrallten Finger hatten sich grabend in die Erde gewühlt. Neben ihr lag ein Paket. Ein Kinderhemd, ein Kleidchen und verwelkte Blumen ...

In den verglasten Augen war alles Fragen und Wundern ausgelöscht. Das Entsetzlichste zu schauen, hatte ein gütiges Schicksal ihnen verwehrt.

Auch an diesem Tage fielen die Sonnenstrahlen auf eine Welt, die nicht anders ist, als daß so etwas geschehen kann — und es ist geschehen ...



Das „Tor der Hoffnung" geschlossen!

Hedwig Wangel hat ihr Heim für weibliche Strafentlassene, „Das Tor der Hoffnung" in Hubertushöhe bei Storkow (Mark), das sie in edelster Menschenliebe gegründet und trotz aller Schwierigkeiten drei Jahre lang unter größten persönlichen Opfern geleitet hat, infolge der beschämend geringen Unterstützung schließen müssen.

Der Kampf um den Höhenrekord

Novelle von Benedikt Zorn.

Die kurze Strecke von der Halle bis zum Flugplatz mußten sie ihn führen, fast tragen. So schwer, so unbeholfen war er in seiner Ausrüstung, der dreifachen Wollunterkleidung, den Tuchhosen, dem Ueberzug aus Fischhaut, dem ledernen Anzug endlich, der seinen Körper lose umgab und innen eine dicke Lage von Flaumfedern trug. Der stählerne Sauerstoffapparat riß seine linke Schulter herab, aus der Pelzkappe der Gesichtsmaske schauten seine durch die Brille geschützten Augen seltsam fremd und streng auf die Umgebung. Es war nicht zu sehen, was er wohl denken mochte — kein Mienenspiel verriet seine Empfindungen unter der Hülle, die nicht einmal den Mund frei ließ, nur der Nase eine kleine Atemöffnung gewährte.

Man hob ihn auf den Führersitz — unförmig sah er aus und fiel nieder wie ein Stein. Marja stand am Apparat, im lichten Sommerfähnchen. Denn es war Juli und ein heißer, wolkenloser Tag. Sie lächelte fröhlich, als sie ihm seine pelzbehandschuhte Faust schüttelte. Er sah auch wirklich zu drollig aus in seiner Vermummung. „Zwölftausend mußt du machen, mindestens!" schrie sie, um sich ihm verständlich zu machen. „Fred hatte elf-fünf, das letztemal." Fred, das war sein Freund, sein Kamerad von vielen Fahrten, jetzt sein Rivale bei dem Wettkampf um die Gunst des Mädchens. Marja hatte neulich erklärt, sie würde dem gehören, der den Rekord im Höhenflug aufstellen würde. Die beiden hatten es blutig ernst genommen, was sie lachend sagte, kämpften nun gegeneinander — eigentlich eine sehr anständige, offene Methode, fair play. Dennoch, beide ehrlich verliebt, fingen sie mit diesem Augenblick an, sich mit einer dem Haß ähnelnden Empfindung zu betrachten.

„Werde sehen," murmelte Geri dumpf unter seiner Maske. Fred stand auch in der Nähe — er sah jetzt hochmütig und unbeteiligt aus. Hinten die Tribünen am Rande des Flugplatzes waren überfüllt von Zuschauern — ein buntes, lustiges Bild.

Geri empfand das aber vielleicht gar nicht mehr. „Zwölftausend!" dachte er. „An sich keine Strecke, um die es zu reden lohnte. Aber zwölf Kilometer über der Erde? Verflucht ..."

Er erschauerte leise, während der Propeller schon langsam zu rotieren begann. „Pah", flüsterte er dann, bemüht, dieses unangenehmen Gefühls Herr zu werden. „Du hast doch nicht etwa Angst, alter Junge?" Hob dann grüßend die Hand, umklammerte die Steuerung. Der Apparat fing an, über die Ebene zu rollen, jetzt löste er sich vom Boden; wie er es kannte, wie vertraut ihm dies Gefühl war, beim Abflug — als ob eine Riesenhand die Landschaft wie ein breites, buntscheckiges Band unter ihm fortriß. Hunderttausend Menschen schrien, winkten. Geri lächelte versöhnt in einer Art Rührung. Wie nett es war, von all diesen unbekannten Leuten rauszukommen und ihn starten zu sehen. Wie schön, so mit der Menschheit verbunden zu sein.

All die vielen waren jetzt nur noch kleine Punkte, wie Ameisen über die weite Fläche des Flugplatzes hastend. Ein Blick nach dem Höhenmesser — vierhundert Meter. Das war die Durchschnittshöhe der Streckenflieger und Verkehrsflugzeuge. — Eine gefahrlose, belanglose Sache. — Der wahre Sport, das Risiko begann in anderen Höhenlagen. —

Lansam, bedächtig, in weiten, schleifenförmigen Windungen, schraubte sich das Flugzeug empor. Die Temperatur sank in gleichmäßigen Abständen, aber Geri merkte noch nichts davon unter seinen zahlreichen Hüllen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis für geographische Daten. Er verglich: Brocken — Schneekoppe — Altvater — jetzt: Zugspitze — jetzt Montblanc!

Es war ganz klar gewesen beim Abflug — jetzt lagen ein paar Wölkchen unter ihm wie weiße Riesenbetten; nun, das war ungefährlich. Aber dann wurde er ernst. seine Augen hingen gespannt an all den Apparaten, die vor ihm angebracht waren. Es wurde empfindlich kalt, er spürte es deutlich durch seine vielen künstlichen Häute hindurch — seine Finger waren schon etwas steif, er bemühte sich, sie durch regelmäßige Bewegungen warm zu bekommen. Das Quecksilberthermometer hatten seinen Dienst getan, die silberne Säule war verschwunden, zu einem kleinen, blanken Kügelchen zusammengeschrumpft. Das Weingeistthermometer zeigte minus 30 Grad. Wenn Geri seitwärts blickte, sah er jetzt am Rande der Schale, die unter ihm lag und die Erde war, das Meer als ein graues, düsteres Band: Sechstausend Meter! Die Sonne badete sein Flugzeug im Licht — aber sie wärmte nicht in dieser Höhe. Geri schien es bereits, als ob das Rattern des Motors und des Propellers leiser würde. — Die Luft mußte schon sehr dünn sein. Zäh, erbittert kämpfte sich das Flugzeug höher in schräger Angriffsstellung gegenüber dem Luftozean, den es zu bezwingen galt. —

Geri hatte lange gezögert, den Sauerstoffapparat in Anwendung zu bringen — er mußte haushalten. Aber jetzt ging es nicht länger, das Blut drängte in seinen Adern, als ob es sie zersprengen wollte. Er schob die Schlauchöffnung an den Mund — der flüssige Sauerstoff siedete, vergaste in dem Schlauch und brauste so stürmisch zwischen die Zähne, die Mundhöhle und die Lungen füllend, daß es fast schmerzte. Gleich ließ der Druck im Schädel etwas nach, nicht viel freilich; aber die Atemnot war wenigstens behoben. — 8400 Meter registierte der Höhenmesser — das war die ungefähre Höhe des Mont Everest, die Geri schon zwei- oder dreimal erreicht hatte. — Jetzt begann die Loslösung — die vollkommene Trennung von der Erde, die er so sehr liebte — das völlige Alleinsein. —

Alles bisherige war vielleicht noch halbe Spielerei — nun wurde es furchtbarer Ernst; es ging um Sein oder Nichtsein. Der Mensch ganz allein gegen die Gewalten des Himmels und der Erde. Hierher drang kein irdisches Geräusch mehr, kein Falke, kein Adler wagte sich in so gewaltige Höhen. Nur der Motor surrte und knatterte, und der Sturm, der ewige Sturm dieser Regionen, warf sich mit Gewalt gegen dies Spielzeug aus Menschenhand, das ihm zu trotzen wagte, das unter dem Anprall zitterte und schwankte. Aber auch diese Geräusche wurden seltsam fern und unwirklich in der erschreckend dünnen Luft, die den Schall nicht mehr trug. — —

Geris glasig herausquellende Augen klebten an den Instrumenten. Wie furchtbar langsam die Kurve stieg, die die Nadel des Höhenmessers aufzeichnete. Neuntausend, neuntausendzweihundert, zehntausend — weiter .... weiter.

Der Mann im Flugzeug sah nur dies eine und dachte nur dies eine, es ging ja um Marja. Endlich — er ächzte beinahe — elf — fünf! Bis hierher war Fred gekommen, dann hatte er aufgegeben. Eine schöne Höhe, gewiß. — Aber er, Geri, mußte höher. Es gab keine Wahl. Zum ersten Male fraß sich Angst in sein Herz, das entsetzlich schnell und aufgeregt zu klopfen begann. „Ruhig, nur ruhig", sprach er sich selbst Mut zu. Die Skala zeigte zwölftausend Meter.

Da warf er erstmalig einen Blick um sich, sah sich allein in der Unbegrenztheit des Raumes. Er wollte sich freuen, er hatte es ja geschafft — aber keine Empfindung dieser Art fand Platz in seinem tobenden Herzen. „Was ist nun mit Marja?" fragte er sich und fand keine Antwort. Es war ja alles so gleichgültig, so nebensächlich. Ob sie ihn liebte, ob er sie liebte, was ging es ihn an? Sie war wohl eher bloß eitel, weiter nichts. Und er hatte sich von ihr benutzen lassen, er und Fred auch, Fred, sein Freund. War er noch sein Freund? Er hatte einen Blick aufgefangen zwischen den beiden vorher, als er startete, der ihn nachdenklich machte. Nun erschien es ihm fast unwirklich, daß er einmal Marjas Lippen geküßt, daß er einmal gewünscht hatte, sie für immer an sich zu binden.

Eine grenzenlose Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Und dann, wenige Sekunden später, der brennende Wunsch, nur wieder zurückzukehren, zu Menschen, nur wieder atmende Wesen um sich zu spüren, sich herausreißen aus dieser gräßlichen Einsamkeit. Sein Blut rauschte in den Adern, mit wirren Bewegungen tastete er umher, beengt durch die starken Ledergurte, mit denen er sich an den Sitz hatte festbinden lassen. „Erde", dachte er, „liebe Erde." Dann schwanden ihm langsam die Sinne.

Der Apparat stellte sich steil auf, stand fast senkrecht in der dünnen Luft. Machte ein paar kreiselnde, pendelnde Bewegungen. Und dann jählings stürzte er mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Aether herunter. Es war ein entsetzlicher Fall. Unten die Zuschauer sahen plötzlich einen Punkt im Raum, der schnell, wahnsinnig schnell größer wurde. Tausendstimmig schrie das Entsetzen — es gab keine Rettung. —

Aber dreitausend Meter von der Erde entfernt erwachte Geri aus seiner halben Ohnmacht. Sah, was ihm drohte, und im Moment gewann er seine Kaltblütigkeit zurück. Ein Ruck am Hebel, ein paar fast automatische Bewegungen — langsam drehten sich die tragenden Flächen der Luft, die ihn heulend umbrauste, entgegen. In knapp zwei Kilometer Höhe gelang es dem Flieger, den Apparat aufzufangen — in elegantem Bogen, gleitend, kam er an einem Waldsaum unweit des Flugplatzes nieder. Dutzende von Kraftwagen mit hundert Menschen und mehr waren ihm nachgefahren, waren wenige Minuten später zur Stelle. Man befreite ihn aus seiner Kleidung, jubelte über seine wunderbare Rettung, las staunend die erreichte Höhe an den Instrumenten ab, beglückwünschte ihn zu dem neuen Rekord. Er ließ es sich ernst, doch dankbar gefallen. Auch Marja war jetzt angekommen mit Fred. Geri schritt auf die beiden zu, nahm Freds Hand und drückte sie heftig — herzlich, fast brüderlich. — Fred war bleich. Aber Marja lächelte strahlend.

Geris Augen streiften ihr Antlitz. Sie reichte ihm beide Hände — aber er nahm sie nicht. Er sah durch sie hinweg, als wäre sie Luft, und dann ging er an ihr vorbei wie an einer Fremden. — — —

Ein Sonntag in Straßburg

Von Alfred Döblin.

Vor Straßburg haben die Götter Appenweier und Kehl gesetzt. In Appenweier „speit" mich der Berliner Zug aus. Nachdem ich lange überlegt habe, ob ich „Gepäckträger" oder „Portier" schreien soll, schleppe ich mein Gepäck allein, in glühender Hitze, zu einem Zügle. Ich weiß aber noch immer nicht, ob es ein „Zügl" oder schon chemin de fer ist. Es ist ein Zügle; der grüne Beamte ruft im Wagen: „Paß!" und wie er nur den Umschlag sieht, geht er weiter. Es ist ein unglücklicher Mensch, scheint mir; er will offenbar einen bestimmten herzigen Paß sehen, und unsere sind ganz gewöhnliche; so wandert er weiter, von Zug zu Zug, und sieht sie alle nicht an. In Kehl jedoch walten viele Kräfte. Es sind Leute da, die schreien: „alle aussteigen!", dann Leute, die einen in Baracken treiben, dann Leute, die einen zwingen, die Koffer zu öffnen, wo man doch die Schlüssel nicht findet, und wenn man sie findet, kann man nicht öffnen, und wenn man öffnet, ist gar nichts zu verzollen, und wenn man zumacht, ist man am Ende seiner Kraft und wankt dem Ausgang zu. Jetzt hat man einen Kreidebuchstaben auf dem Koffer. Heftig sprechen sie rechts und links französisch; ich denke, was wird das noch werden, am Ende kann ich auch noch Französisch. Aber wie ich es versuche und einen Beamten französisch anspreche, klopft er mir auf die Schulter: „Gehen Sie nur über die Gleise", — ich hatte ihn aber um Feuer gebeten. So etwas passiert mir noch öfter in Frankreich, und hat mich immer sehr gekränkt.

In Kehl gefiel es mir sonst sehr gut. Es dauerte 20 Minuten. Zwei französische Soldaten spazierten auf dem Bahnsteig; der eine rauchte, der andere pfiff: das war nach meinem Geschmack. Wenn alle Soldaten anfingen zu rauchen und zu pfeifen, in meine in jeder Situation, wäre bald Friede auf Erden; aber sie rauchen nur in Mußestunden, und so kommen wir nicht weiter. Eine Riesenbrücke, eine riesige Eisenbrücke ließ den Zug, in dem ich fuhr, dann über sich rollen, — und siehe da —

— Siehe da, dies war das französikche Elsaß, das ich verlassen hatte vor acht Jahren, nicht weit entfernt von dieser Gegend. Und ich sah, es war noch ganz dasselbe Elsaß, nämlich die Felder, die Leute, die drüben gingen, die Straßen, die sauberen, hübschen Dörfer. So furchtbar fremd klingt es: das ist ein anderer Staat. Aber sehr schön winken sie von unten dem Zuge zu; Plakate künden, wenn auch französisch, Abführmittel an. Sei mir gegrüßt, du Abführmittel, komm an mein Herz — Verzeihung, an meinen Darm, — hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. Und dann weht die dunkle, steile Flamme des Straßburger Münsters schon über der grünen, sonnigen Landschaft. Ich habe nun einmal keinen Sinn für Politik; für Ideen habe ich Sinn. Es sind, das genügt mir, Menschen da unten, die leben; und dann gibt's vorsintflutliche Besetz- und Herrschaftsbegriffe, Mammute, die das Land verwüsten.

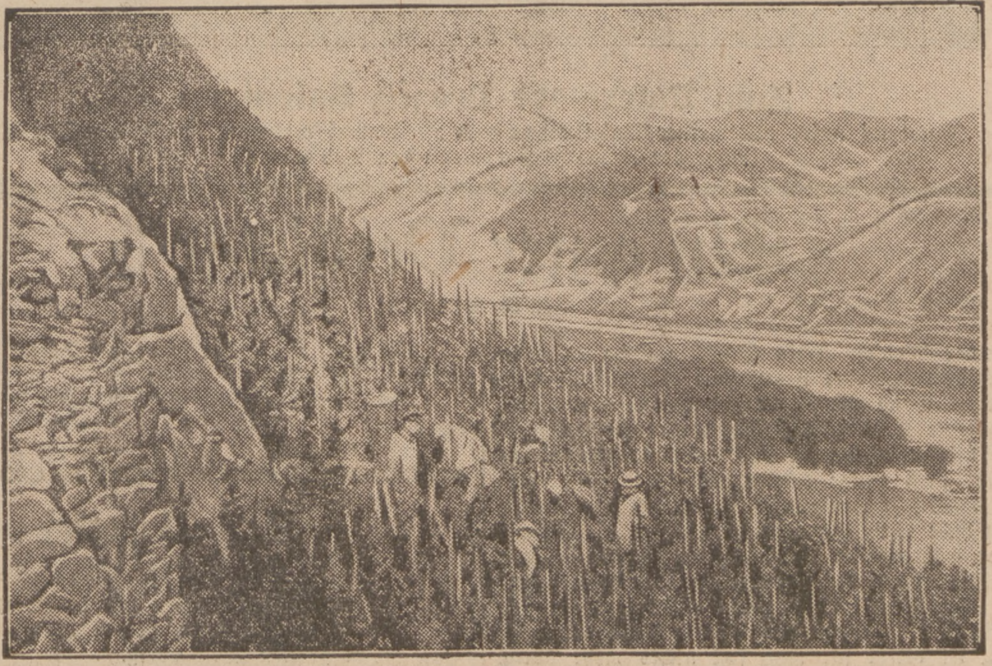
Wie ich mittags aus dem Zuge steige, und auf den Bahnhofsplatz trete, ist der Platz weg. Die Franzosen haben ihn weggetragen. Sie müssen ihn nach Paris gebracht haben oder in ein Museum; jedenfalls, er ist nicht da. Ich erinnere mich deutlich dieses Platzes: Er fing mit dem Bahnhof an und hörte mit den Hotels drüben auf; dazwischen waren Anlagen, Bäume, Blumen — Grünes, Gelbes, Blaues. Diesen Zwischenraum haben die Franzosen weggetragen. Jetzt ist eine Sandwüste da. Man sagt: Der Platz wird neu bebaut. Meinetwegen; man kann alles in der Welt einmal ändern; es wird alles einmal etwas langweilig; wenn sie nur keinen General auf den Platz setzen; lieber einen gewöhnlichen Rummel mit Schießbuden und Karussells.

Und wie mein liebes Herz das noch erwägt, erblicken meine selbständig funktionierenden Augen ein großes Leinenplakat, das sie quer über den Platz gezogen haben, bemerken, aufmerksam, wie sie unter meiner Regierung geworden sind, eine Anzahl Wimpel und Fahnenbündel, und ich lese: Es ist eine Ausstellung und eine Kirmes in der Stadt, die Kirmes mehr draußen. Ich entscheide mich für die Kirmes. Dies tue ich keineswegs, um den Handel und die Industrie herabzusetzen, sondern aus Bosheit. Der Handel und die Industrie lassen mich links liegen, und ich sie. Und stolz fahre ich in einer gemieteten Elektrischen durch die bewimpelten, musikschallenden Straßen am Kleberplatz vorbei, wo sie mit Riesenplakaten mich ermahnen, beschwören, auszusteigen, — aber ich bleibe sitzen, hartnäckig, hartleibig; ich steige nicht aus; ich blühe und der Handel blüht. Ich fahre mit vielen Menschen, die fast alle gemütlich Dütsch sprechen, einschließlich des Schaffners. Manche welschen auch, ein bißchen mehr als früher. Dann gibt es einen großartigen Radau, und die Straßburger Kirmes ist da.

Was ist das aber für ein Radau? Wie er sich in der ganzen Welt als Rummel vorfindet. Mal ist es Lunapark, mal Jahrmarkt, mal Kirmes; immer erfreut er die kleinen Leute, und es läßt sich schön da bummeln. Versäum' es nicht, liebes Herz, das dies liest, hinzugehen und durch die Rummel zu bummeln. Es ist ein Ausflug aus der Stadt in die Provinz, in die geistige. Die Straßburger Kirmes fing mit einer Serie Drehorgelspieler an, verlängerte sich in Konfiserien und machte sich mit Schießbuden, Photographieständen und Karussells komplett. So viel Karussells, wie ich da sah, gibt es in der ganzen Welt nicht, und die Straßburger Kirmes verdient darum, vor tausend anderen gerühmt zu werden. Staunst du noch eben, daß sich eins dreht, so fliegt schon ein anderes, so wiegt schon das dritte, so schaukelt schon das vierte. Und eine Musik pompöser als die andere. Toska habe ich gehört und Foxtrott und Tannhäuser. Es konnte niemand widerstehen.

Die Menschen waren von weither nach Straßburg gekommen, um das Ding zu erleben. Ich sah in Straßburg auf der Kirmes ein Publikum von wunderbarer Kompliziertheit. Abgesehen von mir, waren biedere Elsässer da, und Elsässerinnen mit Hauben, lustige Franzosen, bemalte Französinnen und waschecht von der Natur imprägnierte und appretierte Braune, Schwarze, Gelbe. Die trugen alle Uniformen, auch rote Käppis. Und alle schunkelten isoliert oder mit vorübergehend isolierten Damen. Wer dieses Menschenvergnügen alles Couleurs gesehen hat, zweifelt nicht an einer glücklichen Zukunft.

Abends ging ich in die Stadt, saß, wie im Krieg, im Cafee Broglie; man hätte mich beinahe aufgefegt, da ich immer sehr still herumsitze und leicht übersehen werde. Ein kolossaler Bums war in der Stadt bis in die späte Nacht: der sechste Concours federal de Musique. Sie machten in kleinen Trupps, auf Wägelchen, mit und ohne Fahnen, einen vergnügten Lärm, schingbumm-trara. Auf der Kirmes passierte abends noch ein Malheur: Jean Quartier vom 155. Artillerieregiment stürzte vom Karussell des Herrn Lapp, eine Kette riß; der Mann klagte nachher über Leibschmerzen.



Weinlese am Rhein

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Da wächst ein deutscher Wein,
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein."



Die Thielscher-Feier in Hamburg

Der 70. Geburtstag des populärsten deutschen Komikers Guido Thielscher, der zurzeit in Hamburg auftritt, wurde dort aufs herzlichste gefeiert. Thielscher konnte zahllose Glückwünsche und Geschenke von seinen Kollegen aus allen Teilen des Reiches, vornehmlich aus Berlin, entgegennehmen und war bis in die späte Nacht hinein der lebensfrische Mittelpunkt der Geburtstagsfeier. Unsere Aufnahme zeigt eine sinnige Gratulation für Thielscher während der Feier im Hamburger Stadttheater: der Schauspieler Siegfried Jelenko erscheint als „Charleys Tante", der Hauptrolle Thielschers, um ihm zu gratulieren.

Ein Debüt

Novelle von Henry Peulaille.

Die Nacht ist eisig kalt — verlassen sind die Quais; an ihrem Ende gehen ein paar Leute vorbei.

Nur eine Frau läuft auf und ab. Sie ist geschminkt, doch noch jung. Ihr Gesicht ist beinahe schön zu nennen, trotz der Müdigkeit, die es beschattet. Gleichmäßig, eintönig klingt ihr Schritt auf dem Asphalt. Denn ein dicker Nebel liegt über der schlafenden Stadt, daß die Laternen nur unbestimmt leuchten und sich verschwommen im Wasser spiegeln.

Die Frau läuft auf und ab, blickt manchmal ins Wasser, dessen zitternde Reflexe ihren Blick fesseln. Das ist ihre einzige Ablenkung von dem quälenden Gedanken: ein „Freier" wird nicht mehr kommen und sie am Tage — dessen erste Stunde eben geschlagen hat — nichts zu essen haben. „Es ist zu spät," denkt sie.

Am Tage vorher war sie von einem Arbeitsnachweis zum anderen gelaufen. Erfolglos. Schon drei Wochen hat sie nichts verdient. Und muß doch essen und ihr Zimmer bezahlen. So blieb ihr nur der „Strich". Bis sie wieder eine Stelle finden würde.

Oder hat sie einen schlechten Ort gewählt? Aber auf den Boulevards . . . das ist zu gefährlich. Sie hat keine „Karte". Auch ihre Kleidung ist nicht gut genug.

Endlich kommt jemand vorbei. Sie spricht ihn an — unsicher und ohne Hoffnung. Der Mann geht weiter, als höre er sie nicht.

Wieder hallen ihre gleichmäßigen, wie automatischen Schritte auf dem Asphalt. Von der nahen Kirche ertönen zwei Halbstundenschläge, andere antworten, dann ist es still.

Schon halb zwei . . . schon! Und sie hat noch nichts. Ein elender Beruf. Sie wird ihn nicht lange ausüben.

Plötzlich unterbrechen schneidende, kreischende Pfiffe ihren Monolog. Sie weiß schon soviel: es bedeutet „Alarm! Die Streife kommt!"

Das Echo der Pfiffe hallt von allen Seiten.

Fliehen! . . . Aber wohin? — —

Von den Quais flieht sie in eine stille Seitenstraße und weiß nicht, ob sie nicht geradewegs in den Rachen des Wolfes stürzt. Mit einemmal sieht sie viele Frauen, die wie sie einen Winkel zum Verbergen suchen.

Die Pfiffe kreischen, — die Frauen rennen, überrennen einander, denn jede will rasch ein Versteck in einer Mauernische oder einem Torweg finden. Sie versteckt sich mit einer Gruppe alter, verbrauchter Dirnen in der Passage einer Möbelhandlung.

Harte Tritte klappern auf das Pflaster; die „Meute" kommt an dem Versteck der Dirnen vorbei, ohne sie zu entdecken. Da atmen die Dirnen auf. Eine Neugierige hat das Tor geöffnet, blickt hinaus und berichtet ihren Gefährtinnen:

„Am Straßenende ist eine Frau auf der Flucht hingefallen. Kaum wird sie aufstehen können, bis die „Meute" bei ihr ist. Wie soll sie entkommen?"

„Jetzt ist sie aufgestanden!" ruft die Beobachterin. Alle drängen sich zum Tor, um etwas zu sehen.

Aber nur wenige Meter trennen die Arme von ihren Verfolgern und ihre Füße tragen sie nicht mehr. Wieder schlägt sie auf den Boden und bleibt liegen. Man hört ein rohes Lachen. Sie hat wahrscheinlich ihre Verfolger beschimpft, denn sie schlagen die Dirne.

Nicht weit stehen in einem Hausflur fünf andere Mädchen, die der Szene gleichmütig zusehen. Sie denken: da ist nichts zu machen. Schon morgen kann es ihnen ebenso gehen.

Die Unglückliche schluchzt laut.

Einige Frauen benutzen die Ablenkung der Verfolger, um rasch in der nächsten Querstraße zu verschwinden.

Bald wird alles wieder ruhig, das Pfeifen hat aufgehört. Die Gefahr für die Dirnen ist vorbei und mit der Gefahr ihre Wut. — Schließlich geht jede wieder auf ihren Posten, um noch etwas zu verdienen.

Die heute das alles zum erstenmal durchmacht, verläßt, als letzte, das Versteck. Ihr Herz pocht wild bei dem Gedanken, sie hätte die Unglückliche sein können, deren Schluchzen ihr noch im Ohr klingt.

. . . Eins! . . . Zwei! . . .

Zwei Uhr! Endlos war diese letzte halbe Stunde. Wenn doch schon Tag wäre. Aber sie muß Geld haben. Was soll sie jetzt machen? Wieder auf die Quais gehen? . . . Sie entschließt sich dazu.

Sie kann die Schmeichelworte, die verführerischen Versprechungen nicht sagen. Ist nicht dreist genug, um den richtigen Ton anzuschlagen. Sie muß sich überwinden, die gebräuchlichsten Redensarten aussprechen, wie „Komm, ich verlange nicht viel!" oder „Kleiner, nimm mich mit! Zu zweien ist's nicht so kalt". Wenn ein Mann weitergeht, den ein paar Worte gehalten hätten, ist sie hilflos. Das „heilige Feuer" fehlt ihr. Oder liegt es an dem schlechten Platz?

Die Lichter spiegeln sich zittrig unten im Wasser. Sie denkt: „Ich werfe mich in die Seine. Dann brauche ich nichts mehr."

Aber den Mut bringt sie nicht auf. Fast ohne es zu wollen, geht sie weiter. Eine Gestalt löst sich aus dem Nebel. Ein Mann.

Ob er sie wohl mitnehmen wird? Es ist so kalt . . .

Sie wickelt ihren Schal fester und neigt den Kopf, um die schneidende Luft weniger zu spüren.

Als der Mann da ist: „Sag, kommst du mit?" „Nein, ich mag nicht" und höhnt sie: „Heut nacht kein Geschäft zu machen, was?"

Noch einmal geht sie zum Fluß, verzweifelt. Die Kälte hätte sie vielleicht erstarren und einschlafen lassen, wenn sie nicht ein gröhlender Gesang von drei Studenten aus ihrer Betäubung gerissen hätte.

Sie macht ihr freundlichstes Gesicht, als die Studenten aus der Querstraße biegen. Vor Hunger, Müdigkeit und Kälte kann sie kaum gerade gehen.

Die Studenten torkeln schwer betrunken auf sie zu.

„Betrunkene zahlen gut. Aber drei auf einmal?!" Es ekelt sie, doch nimmt sie ihren Mut zusammen:

„Möchte mich nicht einer von den Herren mitnehmen?"

„I, wir gehen zusammen. Vorwärts!"

„Nein, nur einer, bitte."

Sie besprechen laut krakeelend den Fall; schließlich sondert sich einer ab.

„Zehn Franken für die Nacht, willst du?"

„Gut," antwortet sie. Er nimmt ihren Arm, während die anderen gröhlend weiterziehen. Und der Nebel verschlingt die vier Gestalten . . .

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)



Zum Vatermord-Prozeß Halsmann

der gegenwärtig in Innsbruck unter allgemeiner Anteilnahme zum zweitenmal verhandelt wird; die Dominikushütte, in deren Nähe der Zahnarzt Halsmann den Tod fand.

Ein guter Verdienst

Von J. Franke.

Ich bin ein armer Mensch. Kein Stückchen Erde, alles in allem ein Zimmerchen, dabei eine Frau, zwei Kinderchen; man muß doch irgendwie leben, sie mit irgend etwas ernähren. Zwei Buben habe ich: der eine ist vierzehn Jahre, der andere zwölf, sie dienen als Hirten bei guten Leuten und bekommen dafür das Essen und manchmal auch einige Kleidungsstücke. Die Frau spinnt, sie verdient dabei sehr wenig, und ich, alter Mann, welche Verdienstmöglichkeit habe ich? Ich gehe hie und da in das nahe Wäldchen und binde während der Woche Besen, die meine Frau und ich, jeder ein Bündel auf der Schulter, auf den Markt nach Drohobycz tragen. Der Verdienst ist ganz unbedeutend: manchmal drei bis vier Kopeken — davon muß ich dem Gutsbesitzer die Ruten bezahlen —, da bleibt für mich fast nichts mehr übrig. Aber was kann man machen, man muß doch irgendwie verdienen, man muß auf dieser Welt nach Möglichkeit von der eigenen Arbeit leben!

Was man bei uns leben nennt! Kartoffeln und Rübensuppe, manchmal Grütze und Brot, wenn man es gerade hat, Roggenbrot, sonst Hafer- oder Gerstenbrot — so lebt man halt auf dieser Welt.

Im Sommer geht es noch halbwegs. Man kann hie und da etwas verdienen, bei den anderen, den Reicheren: die Bienen beobachten, die Bäume stutzen, das Heu abmähen, Fische fangen, im Walde Pilze sammeln, aber im Winter gibt es das alles nicht. Was man bei fremden Leuten im Sommer verdient, muß für den Winter reichen, und sehr oft muß man hungern. So leben die armen Besitzlosen!

Nun, sehen Sie mal, da fand sich so ein gutherziger Mensch, der uns diesen Ueberfluß mißgönnte! Wenn er wenigstens gesagt hätte: „Du hast zu viel, Alter, du wirst übermütig!“ Aber nein, er ist viel reicher als ich! Nun hören Sie mal, wie es kam!

Eines Tages gehe ich in der Stadt herum und trage ein Besenbündel auf einem Stock über der Schulter; ich gehe und werfe meine Blicke ringsherum: vielleicht wird mich jemand anrufen oder vielleicht wird eine Frau sagen:

„Alter, Alter, was kostet ein Besen?“

Ich schaue mich um, sehe, daß hinter mir irgendein buckliger Herr mit einem Eulenkopf schreitet; er bleibt stehen, sieht zur Seite, als ob ich ihn gar nichts anginge. Mir wird so unheimlich zumute; irgendein Unglück erwartet mich, denke ich und will mich an eine andere Ecke des Marktes stellen. Da kommt aber irgendeine Frau und ruft:

„Alter, Alter, was kosten die Besen?“

„Je fünf Kopeken,“ sage ich.

„Nein, wie kommst du auf fünf? Drei ist genug!“

„Geben Sie vier!“

„Nein, drei!“

„Nein, vier!“

Mit drei und einer halben Kopeke wurden wir einig. Ich lege das Bündel von der Schulter ab, binde es gemächlich auf, gebe der Frau den Besen, und auf einmal steht der bucklige Herr vor mir.

„Wie teuer verkaufen Sie die Besen?“

„Fünf Kopeken das Stück, lieber Herr,“ sage ich. „Kaufen Sie, es sind sehr gute Besen!“

Er nahm einen Besen und untersuchte ihn.

„So, so,“ sagt er. „Nichts zu sagen, sie sind gut. Und von wo sind Sie?“

„Aus Monasterzyska.“

„So, so, aus Monasterzyska. Und verkaufen Sie öfter Besen?“

„Nein, nicht oft: einmal in der Woche, nur am Montag.“

„Aha, aha, jeden Montag! Und verkaufen Sie viele am Montag?“

„Wie es halt geht, lieber Herr! Manchmal verkaufen wir alles, was ich und die Frau herausbringen, manchmal aber müssen wir die Hälfte nach Hause zurücktragen.“

„Hm, Sie arbeiten also zusammen mit Ihrer Frau? Jeder von euch trägt so einen Bund in die Stadt?“

„Jawohl, gnädiger Herr. Manchmal so einen Bund, manchmal ist er auch größer.“

„Aha! Aha! Und können Sie viel solcher Besen in der Woche erzeugen?“

„Ja, gnädiger Herr, das hängt von der Nachfrage ab. Im Sommer kann man weniger absetzen, da erzeuge ich auch weniger. Im Herbst und im Winter aber werden mehr gekauft und erzeugt.“

„So, so, verstehe schon! Sehen Sie mal, ich bin Lieferant der staatlichen Magazine und brauche sehr viele Besen — mehr als hundert in der Woche. Könnten Sie mir für nächsten Montag hundert Besen fertigmachen?“

„Warum nicht? Ich werde sie machen. Und wohin soll ich sie bringen?“

„Hierher,“ sagte er und zeigte auf ein Haus. „Aber vergessen Sie nicht, bringen Sie sie ganz bestimmt. Ich werde sie Ihnen gleich bezahlen.“

„Ja, nun, wenn Sie so viele nehmen, werde ich es billiger machen — zu vier.“

„Nein, nein, nein! Nicht nötig! Ich werde Ihnen fünf bezahlen!“

Slowakei

Von Albert Ehrenstein.

Die Burschen tanzten mit den Mädchen
Und tranken roten, gelben Wein
Im grünen Weingebirg.
Die rote Sonne über überschwemmten Feldern
Fiel in den Flußsee frühlingsbreiter Marsch —
Und schon goß Vollmond gelben Hauptes
Licht und Wein.

Der Kiebitze Angstabendschrei,
Der jungen Frösch Grammophon
Im nassen Gras und Schilf,
Der alten Kröten Wanderhüpfen
Vom Graben in das Ried.

Sternmücken beglücken den Himmel.
Die Menschen tanzten und tranken
Wein im grünen Weingebirg,
Bis, zerhauchend die Wälder der Nebel,
Ueber den grauen Wellen der Wiesen
Die Lerchenstimme der Früh
Kam.

„Gott schenke Ihnen Gesundheit, gnädiger Herr!“

„Nun, nun, leben Sie wohl! Aber merken Sie sich, in einer Woche erwarte ich Sie.“

Mit diesen Worten war der Herr irgendwo verschwunden, während ich an der früheren Stelle verblieb. Endlich — dachte ich — trifft sich für mich ein guter Verdienst! Und was für ein guter Herr das ist, er wollte nicht einmal einen Preisnachlaß und hat so viele Besen bestellt! Ganze fünf Rubel werden es sein. O welches Glück! Und ich Narr hatte schlechte Gedanken, als er mich früher verfolgte . . . Gott schenke ihm viele Jahre und Gesundheit!

Bald traf ich meine Alte.

Wir verkauften unsere Ware, kauften Salz, Streichhölzer und was sonst noch für die Wirtschaft notwendig ist, und gingen nach Hause. Ich erzählte meiner Frau, so und so, es trifft sich ein guter Verdienst. Wir werden die Steuer bezahlen können, auch wird es möglich sein, irgend etwas für den Winter anzuschaffen. Sie war sehr erfreut.

„Es wird nötig sein,“ sagt sie, „daß wir beide fleißig arbeiten, denn du wirst in einer Woche die Arbeit nicht fertigbringen. Ich werde auch meinen Teil beitragen!“

Gut. Und so liefen wir fast nach Hause, um keine Zeit zu verlieren.

Gleich am selben Tage fingen wir eifrig zu arbeiten an, als ob uns jemand später daran hindern würde. Ruten wurden gebracht, ein ganzer Haufen, man konnte meinen, eine ganze Fabrik wäre im Hause. Ich brach die Aeste ab, sie pflückte die Blätter, mit einem Worte, es war ein Betrieb. Es kam der Sontag, hundert Besen waren fertig, sogar in Bündeln gebunden, je fünfundzwanzig Stück. Wir hatten es schon so eingerichtet, daß jeder auf seinen Schultern zwei Bündel, eines vorn, eines hinten, tragen konnte. Am Montag luden wir die Bündel auf und fort ging es in die Stadt! Eine Hitze, daß sich Gott erbarme! Der Schweiß rann von uns in Strömen, der Hals trocknete aus, aber was soll man machen?

Wir kommen in die Stadt, und wer uns sieht, macht große Augen. Es hat noch niemand gesehen, daß so große Bündel getragen werden, wo sind denn die Pferde und der Wagen?

„Alter, Alter,“ schreien die Leute, „von wem haben Sie den Wald gekauft, um ihn in die Stadt zu bringen? Was kostet der Wald?“

Und wir? Wir machen uns nichts daraus. Wir atmeten kaum, als wir gingen. Endlich schleppten wir uns an das Haus heran, auf das der Herr gezeigt hatte. Wir näherten uns der Treppe, und bums! die Bündel auf die Erde, während wir wie Tote auf die Bündel hinfielen! Ist denn niemand da? Da ging ein Fenster auf und unser Herr sah heraus. Ich freute mich bei seinem Anblick, als hätte ich einen leiblichen Bruder gesehen.

„Aha,“ sagt er, „das sind Sie, Alter?“

„Ja, gnädiger Herr, das bin ich, und hier sind die Besen.“

„Gut, gut, ich komme sofort heraus.“

Er schloß das Fenster. Nach einiger Zeit kam er heraus.

„Nun, was, Sie haben die Besen gebracht?“

„Jawohl, gnädiger Herr, hundert Stück, wie Sie angeschafft haben.“

„Aha, aha, das ist gut. Aber ich will Ihnen sagen, daß ich sie jetzt nicht mehr brauche, behalten Sie die Besen einstweilen noch und vielleicht können Sie sie gleich verkaufen. Aber sobald ich welche brauchen werde, werde ich Sie verständigen. Und jetzt gebe ich Ihnen einen Zettel, zeigen Sie diesen dem Bezirkshauptmann, er wird Ihnen schon sagen, was Sie zu tun haben.“

„Ja, wie ist denn das?“ sagte ich. „Zuerst haben Sie Besen bestellt und jetzt nehmen Sie sie nicht?“

„Nein, ich nehme sie nicht,“ sagte er in liebenswürdigstem Tone, „weil ich sie jetzt nicht brauche. Aber fürchten Sie nicht, ich werde Sie nicht vergessen. Hier haben Sie den Zettel, nehmen Sie!“

„Ja, was habe ich von Ihrem Zettel? Was soll ich mit diesem machen?“

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ sagte er. „Uebrigens, wie Sie wollen. Und nun gehen Sie in Gottes Namen.“

Ich wollte bereits — offen gestanden — mit ihm zu schimpfen anfangen, aber da machte er eine Wendung und ging in das Haus; wir blieben wie mit Wasser begossen zurück. Was sollten wir tun? Wir nahmen die Besen und gingen auf den Markt, um wenigstens irgend etwas zu verkaufen.

Ungefähr nach einer Woche werde ich zum Bezirkshauptmann vorgeladen. Was ist das wieder für ein Unglück? denke ich. Ich gehe hin, der Bezirkshauptman lächelt und sagt:

„Nun, Onkel Panas (ich werde im Dorf allgemein Onkel gerufen), ich habe für Sie eine gute Nachricht!“

„Welche Nachricht?“

„Da, sehen Sie mal?“ Er zog ein Papier hervor, dasselbe, welches der bewußte Herr mir gab. Der Herr Bezirkshauptmann entfaltete es und las irgend etwas vor, von dem ich, bis auf meinen Namen, überhaupt nichts verstand.

„Ja, um was handelt es sich denn?“ fragte ich.

„Ja, es handelt sich darum, daß Sie sehr reich sind, Sie verkaufen jede Woche hundert Besen, und darum soll man Sie zur Ader lassen.“

„Was denn zur Ader lassen?“ fragte ich und traute den eigenen Ohren nicht.

„Einen lieben Zettel.“

„Einen Zettel? Ja, was für einen Zettel? Für wen?“

„Ach, Onkel, stellen Sie sich nicht dumm, wenn Ihnen die Sache unbequem ist! Sie müssen Einkommen- und Erwerbssteuer zahlen, alles in allem fünfzehn Rubel jährlich.“

„Fünfzehn Rubel jährlich? Herrgott! Wofür denn?“

„Für die Besen! Der Herr Steuerkommissar hat Sie in die Liste aufgenommen und behauptet, Sie verkaufen hundert Besen in der Woche.“

„Herr Bezirkshauptmann,“ sagte ich nach einer Weile, „ich kann nicht zahlen!“

„Du mußt!“

„Nein, ich kann nicht! Was werdet Ihr mit mir machen? Ich bin arm, ich habe nichts. Und Sie selbst wissen doch, daß ich bei den Besen im ganzen Jahr kaum fünfzehn Rubel verdiene.“

„Was kann ich wissen? Der Herr Steuerkommissar weiß mehr als ich!“ sagt der Bezirkshauptmann. „Ich muß die Steuer eintreiben, und wenn Sie nicht zahlen werden, werde ich den Exekutor schicken! Er wird die Steuer schon einheben.“

„Von mir aus, Sie können ihn sogar sofort schicken! Der Exekutor wird eher krepieren, bevor er bei mir etwas Pfändbares findet.“

„Nun, dann werden wir die Hütte und den Garten verkaufen, und Sie werden wir fortjagen. Steuern müssen bezahlt werden!“

Ich stöhnte auf.

„Ich werde . . .“, sagte ich und dachte dabei ganz anders.

Es vergingen drei Jahre. Ich habe keine Kopeke bezahlt. Sooft der Exekutor kam, verschwanden ich und die Alte, die Hütte sperrten wir ab.

Zeimal wollte der Exekutor gewaltsam eindringen, aber die Nachbarn ersuchten ihn, es zu unterlassen. Im vierten Jahre haben jedoch weder Flehen noch Bitten mehr genützt. Die Steuer und die Zinsen machten bereits sechzig Rubel aus. Vom Steueramt kam der Auftrag: entweder zahlen oder die Hütte versteigern. Ich bin nicht mehr davongelaufen, mir war alles gleich, ändern konnte ich es nicht. Nun, und was denken Sie? Die Versteigerung wurde angeordnet, mein ganzes Vermögen wurde auf sechzig Rubel geschätzt . . .

Der Schicksalstag kam: der Trommler rief die Käufer . . . Wer gibt mehr? Na, wenn nur niemand bieten wollte . . . Zehn, zwölf . . . es kam kaum bis zu fünfzehn Rubel — und da wurde zugeschlagen!

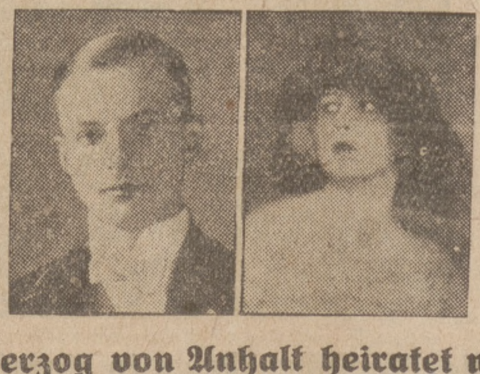
Ich lachte auf und sagte dem Bezirkshauptmann:

„Sehen Sie, ich habe Euch doch beschwindelt! Ich sagte Euch, einem armen Teufel können Sie nichts wegnehmen!“

„Geh zu allen Teufeln, Onkel, was quatscht du da?“

Unsere Hütte hat der Gasthausbesitzer gekauft, um einen Kuhstall aus ihr zu machen, während ich mit der Alten bei fremden Leten wohne. Wir leben wieder wie früher: sie spinnt, die Kinder weiden das Vieh, und ich mache Besen. So schleppen wir den Karren weiter . . .

(Aus dem Ukrainischen von Simon Silbermann.)



Der Herzog von Anhalt heiratet wieder

Bekanntlich wurde vor einiger Zeit die Ehe des jungen Herzogs Joachim Ernst von Anhalt mit der Schauspielerin Strickrodt, die seinerzeit großes Aufsehen erregte, geschieden. Nun ist der Herzog, wie man hört, eine neue Verbindung eingegangen, er hat sich auf Schloß Ballenstedt mit der Berliner Schauspielerin Edda Stephani verlobt. Seine Braut war die Gattin des Rechtsanwalts Dr. von Rogister, des Anwalts des Herzogs, der seine erste Ehe geschieden hat, sich aber vor einiger Zeit von seiner Frau trennte.

Bei fahler, graugelblicher Hautfärbung, Mattigkeit der Augen, üblen Befinden, trauriger Gemütsstimmung, schweren Träumen, Magenschmerzen, Kopfdruck und Krankeitswahn ist es ratsam, einige Tage hindurch früh nüchtern ein Glas natürliches „Franz-Josef"-Bitterwasser zu trinken. In der ärztlichen Praxis wird das **Franz-Josef-Wasser** darum vorzugsweise angewendet, weil es die Ursachen vieler Krankheitserscheinungen schonend beseitigt. — Zu haben in Apotheken und Drogerien

bewachten Moment mehrere auf dem Ladentisch befindliche Parfümeriefläschchen und Seifen. Um jedoch keinen Verdacht aufkommen zu lassen, tätigte sie zum Schein verschiedene Aufkäufe, welche sie zu einer bestimmten Zeit in der Elisabethapotheke in Kattowitz abholen und bezahlen wollte. Der Auftrag wurde natürlich von der Geschäftsinhaberin prompt erledigt, doch stellte es sich alsbald heraus, daß alles ein Schwindel war. Erst später wurde das Fehlen der gestohlenen Artikel bemerkt. Alles Suchen nach der Schwindlerin, die inzwischen nach eingeholten Informationen in einem weiteren Kattowitzer Friseurgeschäft das gleiche Schwindelmanöver ausführte, war bisher ohne Erfolg.

Gründung eines uniformierten Berufsorchesters und einer Musikschule. In Königshütte ist unter der Direktion des Kapellmeisters Tschauner, ein Berufsorchester mit Musikschule gegründet und behördlich angemeldet worden und trägt den Namen: „Erstes Konzert-Orchester und Musikschule für die Belegschaften der Gruben- und Schwerindustrie, Krol. Huta und Umgegend". Genanntes Institut befindet sich in Königshütte, an der ul. Bytomska 60. Die neue Kapelle bezw. Musikschule ist inklusiv aller Kräfte, 80—90 Mann stark und tritt auf Wunsch in Uniform oder Smoking auf. Die damit verbundene Musikschule soll den nötigen Nachwuchs von Orchestermusikern in einem 4-jährigen Lehrgange heranbilden. Als Lehrkräfte sind unter anderem gewonnen worden: Violin-Virtuose Herr Bernhard Paster, vom Kaffee Astoria, der berühmte Klaviervirtuose Aster, der ehemalige Solo-Klarinettist der Karlsbader Oper u. Kurkapelle, Herr Czerny, für Cello Herr Musch, Direktor Diamand. Die Orchester- und Musikschule hat auch den Zweck, Kinder der ärmeren Klassen als Musiker heranzubilden. Anmeldungen von Musikschülern, Eleven und Berufsmusikern werden täglich von 8 Uhr früh bis 6 Uhr nachmittags, in Königshütte, ul. Bytomska 60, entgegengenommen, ferner daselbst Bestellungen für alle Arten von Musik. Telephon 1840. (Siehe Inserat!)

Belegschaftskonzert. Am Sonntag, den 15. September, nachmittags 3½ Uhr, findet im Garten des Volkshauses, an der ul. 3-go Maja 6, ein Konzert für die Belegschaft der Werkstättenverwaltung und deren Familienangehörigen statt, ausgeführt von der Tschaunerkapelle. Eintritt nur gegen Werkstattsausweis.

Ein städtischer Schießstand? Wie man hört, trägt sich die Stadt mit dem Gedanken, für den eingegangenen Schießstand im früheren Schützenhause, auf Wunsch einiger Vereine einen solchen durch die Pachtung eines Geländestreifens am Kosciuszkopark anzulegen. Wir glauben nicht, daß der Magistrat einem derartigen Wunsche Rechnung tragen würde, weil es auch nicht Aufgabe einer Stadt ist, Schießstände für Privatvereine zu bauen. Das dazu benötigte Geld wird man gewiß anderweitig nutzbringender anlegen können, als in Schießständen. Man gründe einen Schützenverein, wie es früher war, und baue sich dann einen eigenen Schießstand.

Myslowitz

Gartenkonzert der Arbeitersänger.

Am Sonntag, den 15. September 1929 findet nachmittags 3 Uhr im Schloßgarten Myslowitz ein Gartenfest des Myslowitzer Arbeitergesangvereins „Freiheit" statt. Außerdem wirken mit: Volkschor, Arbeiterjugend-Königshütte und Arbeitergesangverein-Bismarckhütte. Alle Parteimitglieder und Freunde sind herzlich eingeladen.

Statistisches aus Myslowitz. Die Statistik für Monat Juli, über die Bevölkerungsbewegung weist nach, daß die Einwohnerzahl von Myslowitz um 60 Köpfe vermehrt worden ist. Ende Juni zählte Myslowitz 21 031 und Ende Juli schon 21 091 Einwohner, darunter 10 235 Männer und 10 356 Frauen. Geboren wurden 60 Kinder, 36 Knaben und 24 Mädchen. Uneheliche Geburten wurden in 5 Fällen notiert. Durch Zuwanderung vermehrte sich die Einwohnerzahl um weitere 177 Personen, darunter 99 Männer und 102 Frauen. Demgegenüber ist ein Abgang durch Todesfälle mit 32 Personen, darunter 17 Männer und 15 Frauen notiert. Durch Abwanderung verminderte sich die Einwohnerzahl um 145 Personen, 71 Männer und 74 Frauen. Der Gesamtabgang beträgt 177 Personen. Die Ehe gingen 18 Paare ein, alle kath. Religion, ledig waren 14 Männer und 18 Frauen, zwei Männer waren verwitwet, 2 geschieden. Die Statistik weist für Myslowitz eine schwache Bautätigkeit auf. Es ist in 2 Fällen die Erlaubnis zu Neubauten und gleichfalls in 2 Fällen für Zubauten gegeben worden. —h.

Reparatur an der Rawa-Brücke in Rosdzin. Am gestrigen Freitag ist die Renovation der Rawa-Brücke an der ul. 11-go listopada in Rosdzin in Angriff genommen worden. Seinerzeit haben wir auf die Gefährlichkeit des Fußgängersteiges an der Ostseite der Brücke aufmerksam gemacht. Mit dieser Renovation zeigt der Gemeindevorstand, daß es ihm sehr wohl an der guten Meinung der Bürgerschaft liegt und auch an dem Aussehen der Brücke, welche von allen Brücken in Rosdzin am meisten begangen wird. Und das besonders an Sonntagen. —h.

Rosdzin-Schoppinitz in der standesamtlichen Statistik für Juli d. Js. Gegenüber der Junistatistik hat die Bevölkerungsziffer im Juli in der Gemeinde Rosdzin um 20 Köpfe abgenommen und zwar zählte die Gemeinde am 31. Juli d. Js. 12 001 Einwohner, 5934 Männer und 6067 Frauen. Geburten wurden gemeldet 32, darunter 16 Knaben und 16 Mädchen. An unehelichen Geburten wurden 3 notiert. Durch Zuwanderung vermehrte sich die Zahl der Einwohner um 51 Personen. Der Gesamtzuwachs betrug im Juli 83 Köpfe, darunter 36 Frauen und 47 Männer. In derselben Zeit verstarben 26 Personen, darunter 19 Männer und 7 Frauen. Es wanderten aus 77 Personen, 41 Männer und 36 Frauen. Der Abgang beträgt also insgesamt 103 Personen. In den Stand der Ehe traten 14 Paare, alle ledigen Standes und kath. Religionsbekenntnisses. In der Gemeinde Schoppinitz vermehrte sich die Einwohnerzahl im Monat Juli um 31 Köpfe. Geboren wurden 19 Knaben und 12 Mädchen, darunter waren 5 uneheliche Geburten. Durch Zuwanderung bekam die Gemeinde einen Zuwachs von 126 Personen. Der Gesamtzuwachs betrug 164 Personen darunter 90 Männer und 74 Frauen. In der gleichen Zeit gingen ab infolge Todesfälle 9 Personen, 5 Männer und 4 Frauen, infolge Wegzuges 124 Personen. Der Gesamtabgang betrug 133 Personen, darunter 64 Männer und 69 Frauen. In den Stand der Ehe traten im Juli 5 Paare ein, alle kath. Religion und ledigen Standes. Die Gemeinde zählte am 31. Juli d. Js. 11 114 Einwohner, darunter 5272 Männer und 5842 Frauen. —h.

Sport am Sonntag

Freie Turner Kattowitz — Freie Turner Mikuszowice.

Nach einer längeren Ruhepause haben die Freien Turner Kattowitz den Bundesmeisterbezwinger, die F. T. Mikuszowice, im Handballspiel zu Gast. Die Gästemannschaft betreibt erst seit kurzer Zeit den Handballsport; doch ist sie als beachtender Gegner anzusehen, gelang es doch schon achtbare Erfolge zu erzielen. Man muß deshalb gespannt sein, wie die Gäste, welche zum ersten Mal mit den Kattowitzer F. T. ein Spiel bestreiten, abschneiden werden. In diesem Spiel wird entweder die Routine der Kattowitzer oder der frische Kampfgeist der Bielitzer den Sieg entscheiden. Das Spiel steigt am Sonntag, um ½9 Uhr vormittags auf dem 1. F. C.-Platz in Kattowitz. Freunde und Gönner des Handballsports sind hierzu herzlichst eingeladen.

D. S. A. J. Kattowitz (Arbeiterjugend) — A. T. V. II Kattowitz.

Auch die Arbeiterjugend hat eine Handballabteilung gegründet, welche am Sonntag, vormittags 8 Uhr, ihr erstes Spiel gegen die spielstarke 2. Mannschaft des A. T. V. Kattowitz bestreiten wird. Wir wünschen der Arbeiterjugend zu ihrem ersten Spiel viel Glück.

Landesligaspiele.

1. F. C. Kattowitz — Ruch Bismarckhütte.

Am Sonntag, nachmittags 4 Uhr, begegnen sich auf dem 1. F. C.-Platz die beiden oberschlesischen Ligarivalen zum fälligen Meisterschaftsspiel. Beide Mannschaften haben anscheinend ihre Schwächeperiode überstanden und es ist schwer, irgend welcher Mannschaft den Sieg im voraus zuzusprechen. Die größeren Chancen hat jedoch der 1. F. C., da er auf eigenem Platze spielt. Auch brauchen beide Vereine die Punkte unbedingt nötig, um sich vor dem Abstieg zu bewahren. Hoffentlich waren die Siege am vergangenen Sonntag kein Strohfeuer und man wird ein wirklich spannendes Ligaspiel zu sehen bekommen.

Crakovia Krakau — Garbarnia Krakau.

Auf dieses Treffen der beiden Ortsrivalen sind fast alle Fußballinteressenten gespannt. Der Ausgang ist auch ungewiß, doch geben wir der Technik einer Crakovia die größeren Chancen.

Legja Warschau — Warta Posen.

Trotzdem die Legja auf eigenem Platz spielt, so wird sie sich doch der augenblicklich in Hochform befindlichen Warta beugen müssen.

Pogon Lemberg — Warszawianka Warschau.

Ob es bei den immer mehr abfallenden Pogonisten zu einem Sieg gegen die nicht schlechte Warszawianka langen wird, ist fraglich.

Touristen Lodz — L. K. S. Lodz.

Die Spiele der beiden Lokalmatadoren waren seit jeher das Tagesgespräch von Lodz, und der Ausgang fällt wohl diesmal den sich in guter Verfassung befindlichen L. K. S.ern zu.

Naprzod Lipine — 06 Zalenze.

Im letzten Bezirksmeisterschaftsspiel stehen sich in Lipine obige Gegner gegenüber. Der Ausgang dieses Spieles nimmt auch bei Verlust den Lipinern den Meistertitel nicht weg.

Um den Aufstieg in die Landesliga.

In fast allen Bezirken sind nun bald die Gruppenmeister ermittelt, so daß man mit dem 15. September mit dem Kampf um den Titel des A-Klassenmeisters der Republik, sowie mit dem Aufstieg des Besten der A-Klasse in die Landesliga beginnt. In der Lemberger, Lubliner und Wilnaer Gruppe werden sich Lechja, Lubliniacka und Ognisko gegenüberstehen. Als wahrscheinlicher Sieger wird wohl die Lemberger Lechja aus diesem Kampf hervorgehen. In der Gruppe Warschau, Posen und Pommerellen spielen Marymont aus Warschau, Legja Posen und Polonia Bromberg. Als Favorit dieser Gruppe gilt die Posener Legja. In der Gruppe Krakau-Oberschlesien, Kielce-Lodz begegnen sich Podgorze Krakau, Z. T. S. G. Lodz, Sosnowiec aus Sosnowitz und höchstwahrscheinlich Naprzod Lipine aus Oberschlesien. Vom P. Z. P. N. sind nun folgende Spieltermine festgesetzt worden:

15. September: Pommerellen — Lodz, Kielce — Krakau, Lublin — Lemberg.

22. September: Lodz — Warschau, Posen — Pommerellen, Oberschlesien — Kielce, Bialystok — Wilna.

29. September: Posen — Lodz, Warschau — Pommerellen, Krakau — Oberschlesien, Lemberg — Lublin, Wilna — Brest.

6. Oktober: Posen — Warschau, Lodz — Pommerellen, Krakau — Kielce, Wilna — Bialystok.

13. Oktober: Warschau — Lodz, Pommerellen — Posen, Kielce — Oberschlesien.

20. Oktober: Lodz — Posen, Pommerellen — Warschau, Oberschlesien — Krakau, Brest — Wilna.

Saisoneröffnung des B. K. S. Kattowitz.

Am Sonnabend, den 14. September, eröffnet der B. K. S. Kattowitz seine diesjährige Boxsaison. Er wartet gleich mit einem Programm auf, daß uns die Hoffnung aufkommen läßt, daß wir in der diesjährigen Saison wirklich etwas gutes zu sehen bekommen werden. Kein anderer als der A. B. C. Gleiwitz, wird der Gegner der Kattowitzer sein. Die hiesige Mannschaft wird außerdem durch den bewährten Myslowitzer Woczka, den man jetzt als Polens bestes Schwergewicht ansprechen kann, verstärkt. Die Mannschaften werden in folgender Aufstellung kämpfen: (Gleiwitz erstgenannt).

Papiergewicht: Berger — Michalski, Fliegengewicht: Heisig — Moczko, Bantamgewicht: Böhm — Tassarek, Federgewicht: Kaletta — Pyka, Leichtgewicht: Staar — Wochnik, Weltergewicht: Mildner — Gawlik, Mittelgewicht: Konietzko — Seidel, Halbschwergewicht: Wieschollek — Wieczorek, Schwergewicht: Kipka — Woczka.

Man kann dieses Treffen als einen inoffiziellen Repräsentationskampf der Städte Gleiwitz — Kattowitz betrachten. Als Ringrichter wird Herr Klarowicz fungieren. Der Kampf findet in Königshütte, im Hotel „Graf Reden" statt. Beginn: Abends 8 Uhr. Die Vorverkaufsstellen sind aus den Reklameplakaten ersichtlich.

Pleß und Umgebung

Wieder eine Leiche gefunden. Dieser Tage wurde die Leiche des Heinrich Mroczka aus Myslowitz in dem Walde bei Murcki auf einem Baume hängend aufgefunden. Bei ihm wurden seine Legitimationspapiere vorgefunden. Warum der Unglückliche zu dieser verzweifelten Tat schritt, ist nicht bekannt.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Konzert. 16: Vorträge. 17: Von Warschau. 18.35: Zur Unterhaltung. 19.25: Vortrag. 30.05: Heiteres. 20.30: Programm von Krakau.

Montag. 16.20: Schallplattenkonzert. 17.25: Radiotechnischer Vortrag. 18: Unterhaltungskonzert von Warschau. 19.20: Polnisch. 20: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Budapest.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 15: Schallplattenkonzert. 16: Vorträge. 17: Konzert. 18.35: Vorträge. 20.05: Von Krakau. 20.30: Abendkonzert, danach die Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12.05: Schallplattenkonzert. 17.25: Vorträge. 18: Unterhaltungskonzert. 20.05: Französisch. 20.30: Uebertragung aus Budapest, anschl. die Abendberichte.

Schlesischer Rundfunk. Gleiwitz — Welle 325.

Sonntag, den 15. September. 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Heitere Quartette. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: Gereimtes Ungereimtes. 14,35: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15.30: Nachmittagsunterhaltung. 15.30: Kinderstunde. 16: Abt. Pädagogik. 16.30 Uebertragung aus den Weinstuben Christian Hansen, Breslau: Unterhaltungs- und Tanzmusik. 17.30: Abt. Welt und Wanderung. 17.55: Zeitgenössische Lieder. 18.35: Abt. Welt und Wanderung. 19: Uebertragung aus Gleiwitz: Moses Mendelssohn. 19.50: Für die Landwirtschaft. 19.50: Der Arbeitsmann erzählt. 20.15: Abendunterhaltung mit Robert Koppel. 22.10: Die Abendberichte. 22.35—24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, den 16. September. 16: Abt. Welt und Wanderung. 16.30: Unterhaltungskonzert. 17.30: Musikfunk für Kinder. 18.15: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. 18.40: Hans Bredow-Schule, Abt. Handelslehre. 19.05: Musik aus Amerika. 20.05: Hans Bredow-Schule, Abt. Kulturgeschichte. 20.30: Walter Niemann-Stunde. 21.40: Der Dichter als Stimme der Zeit.. Paul Kornfeld. 22.20: Die Abendberichte. 22.35: Funktechnischer Briefkasten. Bericht des Deutschen Landwirtschaftsrats.



Riesige Heringsfänge in Deutschland

Nach den Meldungen von der Küste sind in diesem Jahre ganz besonders ertragreiche Heringsfischzüge unternommen worden, so daß man von Rekordergebnissen sprechen kann. Die Preise für Heringe sind infolgedessen sehr zurückgegangen und zwar von 20 Pfennig auf 5 Pfennig pro Pfund. — Unser Bild zeigt vier Fischermädchen, die auch begeistert über die riesigen Fangergebnisse zu sein scheinen.

Zur Untersuchung der Bombenattentate



Drei Träger der Hauptrollen

sind (von links) der angebliche Polizeihauptmann Hans Friedrich Nickels, der die Bombe nach Hamburg brachte — der ehemalige Feuerwerker Willi Wilske, der in seiner Wohnung in Berlin eine Bombenwerkstatt eingerichtet hatte — der Hamburger Kaufmann Alfred Pünjer, in dessen Wohnung die von Nickels überbrachte Höllenmaschine gefunden wurde.



Der Sitz der „Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung" in Itzehoe

in deren Räumen eine Haussuchung vorgenommen wurde.

Der alte Stolbe

Von Gerhard Pohl.

In feuchtem Grau lag der große Holzhof. Die Menschen im mächtigen Herrenhaus und die Menschen im niedrigen Barackenbau des Gutshofes schliefen noch. Ueber der Straße lagen Dunkel und Schweigen. Schon hatte der Laternenlöscher die Runde gemacht.

„Sauerei, vafluchte!"

Das Hoftor knarrte. Einer kam angeschlurrt. Die windleeren Segel der verschabten Manchesterhose schlugen um die Masten der Beine. Ein grauer Flecken am Hinterteil schleppte gegen die Kniekehlen. Eine verknüllte Militärjacke hing über dem rechten Arm, in der knorrigen Linken der Griff eines Kaffeekännchens. Der alte Stolbe kam, „seine" Pferde zu füttern. Wie täglich seit dreißig Jahren maß er bedachtsam Hafer und Häcksel in das Sieb, schüttelte es mit Gewalt, gab dem braunen Wallach zur Linken einen kräftigen Klaps.

„Gehste, Numi!"

Dann holte er Wasser und Heu, gabelte den Mist beiseite. Der alte Stolbe sah auf die Uhr, die in einer verschabten Nickelkapsel steckte. Der Gummiring einer Bierflasche dichtete die Schutzhülse. Dann hockte er sich auf die gemauerte Kante der Mistgrube und machte das „Schlußnickerchen".

*

Als die Uhr der katholischen Karche sechs helle Schläge in die Luft sandte, knallte der alte Stolbe mit der Peitsche, und die beiden Wallache trabten in den Morgen hinaus. An der Karbe-Mühle mußte er warten. Der junge Karbe verwaltete heute noch nicht sein Amt.

„Mächtig wie a Holzklotz, aber faul wie a Schwein!"

Der alte Stolbe hockte sich brummend auf den Mühlenbalken am Rain. Zog die „Volkszeitung" aus der Tasche, die er seit 25 Jahren hielt.

„Auf Geheiß vom Herrn Pfarrer selig."

„Schun wieder die Roten, a Saupack, a faules. Wulln bloß fressen und nich arbeeten! Und egale Stunk!"

Dann ging er zu Lokales und Gerichtszeitung über. Eine Notiz stand auf der dritten Seite des Beiblattes:

„Breslau, den 12. September. Auf rätselhafte Weise verschwand gestern die zwanzigjährige Hausangestellte Marie S., die bei einer Herrschaft in der Bohrauer Straße im Dienst stand. Marie S., ein solides und anständiges Mädchen, das ihren kirchlichen und weltlichen Pflichten stets pünktlich nachkam, machte einen Sonntagsspaziergang, von dem sie bis heute nicht zurückkehrte. Es liegt der Verdacht nahe, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Marie S. ist groß, blond, von leicht bäuerlichem Einschlag. Sie war bekleidet mit . . ."

„Immer wieder das Verbrecherpack in Gruß-Brassel und die anderen Sündenbabels. Und akurat in der Bohrauer Straße, wo doch der Mieke ihre Herrschaft wohnt . . ."

Da kam Karbe. Der alte Stolbe rief ihm ein paar derbe Scherzworte zu, die Karbe mit einem leichten Schulterklaps beantwortete. Hernach luden die beiden vierzig Doppelzentner Säcke mit feinem Weizenmehl auf den Kastenwagen.

„Kräfte hobt er noch wie a Urviech mit eure paar fuffziger Johre!"

„Nu, heern Se ock uff, Karbe. Schlopp bin ick schunt und ausgemergelt wie a Hoderloppen!"

Ein Peitschenhieb, und die Pferde rissen kräftig den schwerbeladenen Wagen durch den Sand des Feldweges.

„Gruß . . . Flachskopp . . . zwanzig Johre . . . akkurat . . . meine Mieke . . . Und ooch off da Bohrauer Stroße . . ." Stolbe schüttelte den Kopf. Die Marie: Mechanisch griff der alte Stolbe nach der Zeitung und suchte die Notiz.

„Jesses, Maria und Josef! Es wird doch nich etwan die Mieke sein!"

Aber Signalement und Hausnummer stimmten. Und der amtliche Vorname lautete eben Marie, und nicht Mieke. Auch das S. verstand er jetzt. Dem alten Stolbe glitt die Zeitung aus den knotigen Fingern.

Der alte Mann pflasterte mit dem Peitschenstiel seinen Schmerz auf die Rücken der Tiere. Der Wallach zur Linken machte einen gewaltigen Satz, als wollte er, die Geschirre sprengend, der brennenden Qual entfliehen. So kam das Leitpferd ins Stolpern. Der alte Stolbe zerrte die Zügel. Die Achsen des Wagens knarrten.

„Sauhunde! Vafluchtes Kruppzeug, Bestien, beschissene . . ."

Da bog ein Radfahrer in die Chaussee, „mit unvorschriftsmäßigem Tempo", wie später der Polizeibericht feststellte.

Die kopflosen Pferde sprangen beiseite. Rissen das Fahrrad um. Ein Schrei. Das Knirschen brechenden Stahls. Die Pferde galoppierten noch achtzig Meter. Der alte Stolbe lag keuchend auf den Mehlsäcken. Das Schreien im Rücken riß ihn hoch. Er stieg umständlich ab. Zog noch einen Sack über die dampfenden Pferde. Dann wankte er die Chaussee zurück. Da lag das zertrümmerte Rad. Der Fahrer krümmte sich über die Straße. Laut schrie er Beschwörungen und Flüche. Im blutigen Schmutze lag auf dem Pflaster der kleine Fahrgast der Lenkstange. Ein Huf der Rasenden hatte ihn unter die Räder des Lastwagens geschleudert. Es war das einzige Kind des Mannes. Ein fünfjähriger Knabe.

*

„Offenbar gröbster Fall fahrlässiger Tötung. Betrunken war der Angeklagte laut Beweisaufnahme nicht. Familienkummer kein Grund für gesetzwidriges Verhalten. Der Angeklagte war zu der Aufmerksamkeit, die er aus den Augen setzte, vermöge seines Berufes besonders verpflichtet, was der Gesetzgeber als straferhöhend bezeichnet. In Anbetracht der bisherigen Unbescholtenheit jedoch beantrage niedrigste Strafe: Drei Monate Gefängnis."

Des jungen Staatsanwalts Stimme schnarrte sanft. Das Gericht erhob seinen Antrag zum Urteil. Der Rechtsanwalt haspelte ein paar flinke Worte ab: „Gratulor, mein lieber Stolbe. Hätte böser ausgehen können. Das Gesetz läßt bis zu fünf Jahre zu!"

Und der alte Stolbe wankte in die Frühlingssonne der Promenade vor dem Gerichtsgebäude. Er wunderte sich, daß keiner ihn abgeführt hatte.

„Aber dos is doch gar nicht meeglich!"

Noch einmal murmelte er in sich hinein, was er alles lau zu seiner Verteidigung gesagt hatte.

Dann ging er ins Bureau seines Chefs.

„Traurig, mein lieber Stolbe, daß die Herren so entschieden haben. Legen Sie Berufung ein beim Landgericht. Sie haben unserer Firma eine lange Zeit . . ."

„Dreißig vulle Johre, junger Herr."

Der alte Stolbe drehte das Steuer seiner ausgeblichenen Mütze links und rechts und links . . .

„Schon gut! Ich werde den Anwalt bezahlen. Denn ich brauche unbescholtene Leute. Gehen Sie zu Herrn Justizrat Wetzel und bestellen Sie ihm einen Gruß. Er soll Revision einlegen . . . Ich bezahle die Chose. Unsere Firma braucht unbescholtene Leute . . ."

Große Tränen rollten um wetterharte Riffe die Faltentäler entlang in den Mund des alten Stolbe. Die Knie gaben nach. Ein Schüttern durchlief den alten Mann. Er küßte die Hand des „jungen Herrn".

Das Landgericht stellte das Urteil gegen die gewandte Rede des Justizrates und die beschwörenden Tränen Stolbes. Paragraphen sind eben granitene Bollwerke, die vor menschlichen Erwägungen schützen, und die Richter zweier Instanzen gehören zu einer Klasse.

Am Abend, bevor der alte Stolbe ins Kreisgefängnis mußte, erhielt er einen Brief der Firma:

„. . . und kündigen wir Ihnen den bei uns innegehabten Posten, da wir aus Geschäftsprinzip nur unbescholtene Leute gebrauchen können. In Anbetracht Ihrer langjährigen Arbeitszeit zahlen wir neben den Prozeßkosten freiwillig noch Ihren Lohn bis zum 1. August dieses Jahres und soll dieser jeden Freitag an unserer Kasse zur Zahlstunde erhoben werden.

Achtungsvoll
Die Fabrikleitung."

Zwölf Wochen später verließ ein Greis den Rohbau der Promenadenstraße. Ein schwachsinniger Tölpel, der durch Hintergassen schlich, raunzte Ungereimtes halb vernehmbar aus filzigem Barte.

Zum Bureauhaus der Firma lief der Alte, unzählige Male. Die Herren waren nicht zu sprechen. Und einmal haben Kinder gesehen, wie er am Türpfosten des Haupteinganges lehnte, und aus den trüben Augen, die eine Leere durchdrangen, viel Wasser gesickert ist.

*

Der alte Stolbe saß in der heißen Sonne des verblühenden Sommers. Tag um Tag am Rande der Bache. Schon war alles Wasser verdunstet. Rostiger Draht und verbrauchte Eimer sielten sich im feuchten Schlamme, den Mückenheere überschwärmten. Vom nahen Felde her scholl das Rufen der Erntearbeiter. Das war Musik im Ohre des alten Stolbe.

So hockte er Tag um Tag, und Tag um Tag zog er eine Zeitung aus der Tasche. Das fettige, zerknickte Blatt, das er mit zittriger Vorsicht entfaltete, beschäftigte ihn manche Stunde.

„. . . bei de Seelenverkäufer . . . de Mieke . . . mei Madel . . . das gutte . . . Zuchthäusler . . . Pfarde . . . Aester . . . de Durchgänger . . . vafluchten . . ."

Und einmal fiel er mählich zusammen, als wollte er sein „Schlußnickerchen" machen. Rutschte sacht die Böschung hinab. Im Schlamm der Bache neben rostigem Draht und verbrauchten Geräten lagen ein paar Lumpen. Drüber surrte das Mückenheer.

Noch flogen Scherzworte und Lied von den nahen Feldern. Noch stand warme Sonne über dem gemächlichen Alltag des Städtchens. Keiner kümmerte sich um die Lumpen.

Der Schlamm überzog den Körper, noch ehe der Abend kam. So fanden sie den toten Stolbe.

Wolkenkratzer-Probleme

Ein moderner Wolkenkratzer wirft mannigfache und ganz neue Probleme auf. Der Besitzer eines solchen neuen Gebäudes zu Neuyork wünschte Fingerschilder über und unter jedem Türdrücker, bis ihm bedeutet wurde, daß es 15 000 Dollar jährlich kosten würde, diese Messingschilder sauber und blank zu halten. Ein Mann, der weiter nichts tun würde als diese Schilder zu putzen, würde zwei Jahre brauchen, um einmal die Runde zu machen. Die Erbauung von Wolkenkratzern ist heute eine hochspezialisierte Industrie. Neuyork ist die Hauptstadt des Wolkenkratzers, denn es zählt über zweihundert Gebäude von zwanzig Stockwerken oder mehr. Es gibt jedoch in den Vereinigten Staaten kaum eine Stadt von einiger Größe, die nicht ein oder zwei Gebäude von Wolkenkratzerausmaßen besäße. Der Bau von Wolkenkratzern zu Wohnzwecken ist sogar noch wichtiger als der zu Geschäftszwecken. Die Erbauung geht nach einem bestimmten Zeitplan vor sich. Die Wichtigkeit eines solchen Planes liegt auf der Hand, denn der Verlust einiger Tage an Miete oder die Zinsen für brachliegendes Kapital machen bei einem solchen kostspieligen Bau eine beträchtliche Summe aus. Dem Veralten ist der Wolkenkratzer ebenso sehr unterworfen wie etwa der Kraftwagen. Die Erfahrung zeigt, daß moderne Bureauhäuser nur eine Lebensdauer von etwa fünfundreißig Jahren haben, und zwar ist nicht etwa der Bau an sich schuld, sondern der wechselnde Geschmack des Publikums, sowie die Steigerung der Bodenwerte, die noch größere und bessere Gebäude erfordert, um die Kosten aufzubringen. Der Wolkenkratzer als lohnendes Unternehmen läßt sich von zwei Gesichtspunkten auffassen. Ein Gebäude mag für das angelegte Kapital einen schönen Ertrag bringen, doch eine zu wertvolle Lage einnehmen, die den Abbruch des alten Gebäudes und Errichtung eines höheren, moderneren Baues erfordert. Beispiele hierfür finden sich in Wall Street und Broad Street zu Neuyork. Andererseits findet die Höhe des Wolkenkratzers eine wirtschaftliche Grenze. In der Gegenwart wenigstens ergibt sich diese Grenze ungefähr bei sechzig Stockwerken. Es liegen allerdings keine technischen Schwierigkeiten vor, ein hundertstöckiges Gebäude zu errichten. Allein wirtschaftlich bedeuten die oberen Stockwerke einen Verlust. Es ist schwer, die oberen Stockwerke zu vermieten, denn es geht viel Zeit verloren, bevor man sie erreicht. Richtet man jedoch einen entsprechend leistungsfähigen Fahrstuhldienst ein, so geht damit zu viel Raum des kostbaren Gebäudes verloren. Auf die Bodenwerte der Großstadt ist der Wolkenkratzer von größtem Einfluß. London hat keine Wolkenkratzer, und seine Grundwerte werden nur auf ein Drittel der Summe geschätzt, für die Neuyork veranschlagt wird. Groß-London erhält nicht ganz zweihundert Millionen Dollar vom Grundbesitz, während diese Einkünfte in Neuyork sich auf fast 419 Millionen belaufen, obgleich die Bevölkerung 1.3 Millionen weniger zählt. Andererseits hat die Errichtung höherer Bauten unfehlbar Verkehrsprobleme im Gefolge, für die es noch keine entsprechende Lösung gibt. So lange die gegenwärtigen Transportmittel in Gebrauch sind, wird es Stauungen geben, denn es ist weit leichter, die Zentralisation zu schaffen, die die Stauung verursacht, als neue Verkehrsadern zu erschließen. Zu den Verkehrsschwierigkeiten gesellt sich die Verdunkelung der Straßen durch Mammutbauten. Der Wolkenkratzer wird sich jedoch behaupten, denn er erfüllt fraglos ein Bedürfnis. Oberst William A. Starret, ein Fachmann in Wolkenkratzerangelegenheiten, nennt den Wolkenkratzer eine Wohltat moderner Kultur. Diese Gebäude bieten die größten Erleichterungen für jene Lebensart, auf der unser modernes Zusammenarbeiten beruht. Das Wolkenkratzerwohnhaus dient einem bestimmten Zwecke. Die Menschen wollen im Winter in riesigen Gemeinschaften leben, wo sie nicht weit zu Vergnügen haben. Im Sommer sind wir Landbewohner mit schnellen Verkehrsmöglichkeiten zur Stadt. Dank des Wolkenkratzers werden wir schnell eine Nation von Zwei-Haus-Bewohnern. Ein Gebäude von 110 Stockwerken wird ernstlich in Neuyork geplant. Es gibt keinen physikalischen Grund, warum es nicht, oder gar noch ein höheres, gebaut werden könnte.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Die Notwendigkeit der Ratifizierung der Washingtoner Konvention über den Achtstundentag

Es ist auffallend, wie gerade in letzter Zeit in verschiedenen Ländern ernste Klagen über die Mißachtung des Achtstundentages laut werden. Es handelt sich dabei nicht nur um Staaten, in denen die Washingtoner Konvention über den Achtstundentag noch nicht ratifiziert ist oder wo die bestehenden Arbeitszeitgesetze schlecht eingehalten werden, sondern auch um Länder, wo die Washingtoner Konvention bedingungslos ratifiziert ist. Obwohl es ein Vertragsbruch und damit für die Regierung eines zivilisierten Staates eine Schande ist, wenn eine ratifizierte Konvention nicht eingehalten wird, haben solche Länder doch immer eine Art Ausrede, indem sie darauf hinweisen können, daß sie mit ihrer Ratifizierung in einer bedenklichen Minderheit sind. Den wenigen Ländern, die bedingungslos ratifiziert haben und noch mehr jenen Regierungen, die ihre eigene Ratifizierung von der Ratifizierung seitens anderer Staaten abhängig machen, kann die oben genannte Ausrede nur genommen werden, wenn wirklich einmal von den großen Industriestaaten mit der Ratifizierung Ernst gemacht wird. Das größte Hindernis auf diesem Wege ist beseitigt: die konservative englische Regierung. Eine Zusage für die Ratifizierung liegt seitens der britischen Arbeiterregierung bereits vor.

Der Internationale Gewerkschaftsbund hielt deshalb den Augenblick für gekommen, um die ihm angeschlossenen Landeszentralen erneut auf die Wichtigkeit der Ratifizierung aufmerksam zu machen und Erkundigungen über ihre diesbezüglichen Maßnahmen einzuziehen.

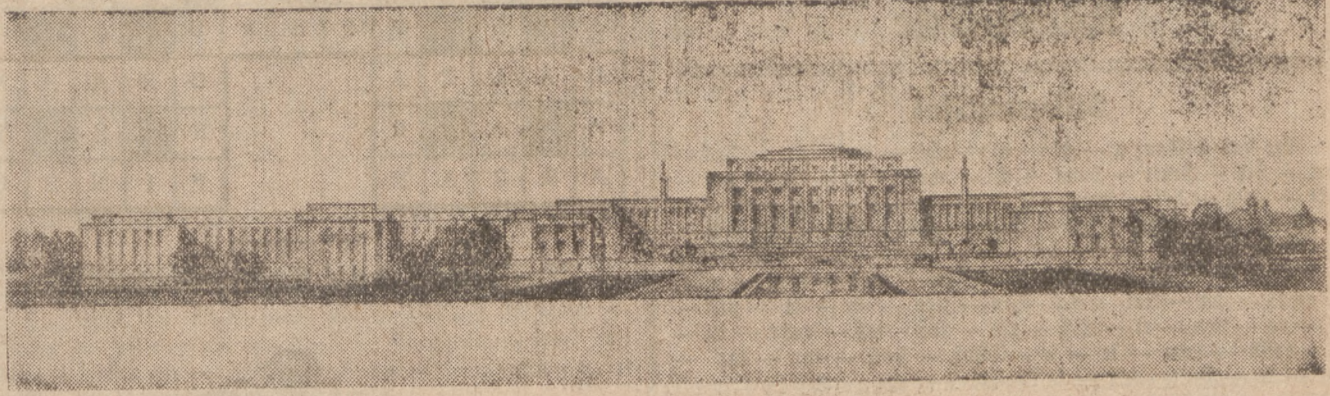
Bereits sind zahlreiche Antworten eingetroffen, aus denen zu ersehen ist, daß man sich überall der Wichtigkeit der gegenwärtigen Konstellation bewußt und in diesem Sinne wirksam ist. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang natürlich die Mitteilungen der britischen Landeszentrale. Diese berichtet u. a.: „Bekanntlich hat unsere Propaganda für die Ratifizierung der Washingtoner Konvention viel zum Siege der Arbeiterpartei beigetragen. Eine der ersten Maßnahmen der Arbeiterregierung war deshalb auch eine Botschaft an die Internationale Arbeitskonferenz in Genf, wonach die britische Regierung die nötigen Schritte unternehmen wird, um baldmöglichst die Ratifizierung der Washingtoner Konvention herbeizuführen. Diese Maßnahmen werden nun getroffen und die nötigen Unterlagen ausgearbeitet. Wenn die Vorlage der Regierung unterbreitet wird, wird der Generalrat des Britischen Gewerkschaftsbundes innerhalb und außerhalb des Unterhauses seinen Einfluß zur Geltung bringen, damit die Gesetzesvorlage die nötige Unterstützung erhält und so die Washingtoner Konvention zur gesetzlichen Tatsache wird." Wie sehr es den englischen Gewerkschaften darum zu tun ist, den Achtstundentag — trotzdem er in England bereits eine Praxis ist — im Interesse der allgemeinen Ratifizierung der Washingtoner Konvention auch gesetzlich festzulegen, zeigen auch die Vorarbeiten für den demnächst stattfindenden britischen Gewerkschaftskongreß. So liegt den „Industrial News" zufolge bereits ein Antrag der Landarbeiter vor, in dem verlangt wird, daß eine Resolution der Organisation der Ladenangestellten zugunsten der 48-Stundenwoche und der Ratifizierung der Washingtoner Konvention so gefaßt wird, daß die Einbeziehung der Landarbeiter in die geplanten Reformen inbegriffen ist. Die Theater-Angestellten schlagen einen Zusatzantrag vor, in dem auf die Einbeziehung aller Kategorien von Arbeitern Nachdruck gelegt und strenge Maßnahmen verlangt werden, damit keine Ausnahmen ohne die Konsultierung der betroffenen Organisationen gewährt werden.

Wie weittragend der Einfluß der politischen Neuorientierung in England ist, zeigt auch ein Schreiben aus Kanada, in dem es u. a. heißt: „Aus der Ernennung der britischen Arbeiterregierung und der Ankündigung des von Margaret Bonfield geleiteten Arbeitsministerium über die beabsichtigte Ratifizierung der Konvention konnten wir hier vollen Nutzen ziehen, um unserer seit 1919 geführten Kampagne zugunsten der Ratifizierung erhöhte Publizität zu geben."

Daß nicht nur zentral alles getan wird, um den Achtstundentag in gesetzlichen Normen festzulegen und damit die Gesetzgebung des Landes dem Washingtoner Prinzip anzupassen, kann aus einem Bericht aus der Schweiz ersehen werden, wo nicht nur die Landeszentrale gegenüber der Bundesregierung den nötigen Druck ausübt, sondern auch dem selbständigen Vorgehen in den einzelnen Kantonen Aufmerksamkeit schenkt: „Die Bundesregierung hat im Sinne der Ratifizierung bereits einen Vorentwurf ausgearbeitet. Sie wird wahrscheinlich noch eine Erhebung über die Anwendung des Achtstundentages in den kleinen Betrieben vornehmen, die zur Zeit vom Fabrikgesetz, das bereits den Achtstundentag zur Grundlage hat, nicht erfaßt werden. Außerdem sind die Arbeiterorganisationen in verschiedenen Kantonen im Begriff, kantonale Gesetzentwürfe auszuarbeiten, durch die der Achtstundentag auf alle Betriebe ausgedehnt wird. Diese Entwürfe werden kantonalen Behörden unterbreitet. In Zürich beabsichtigen die Gewerkschaften sogar die Einleitung einer Volksinitiative zwecks Regelung aller Arbeit auf Grund des Achtstundentages." Ohne Zweifel würde ein solches Vorgehen viel zur Beschleunigung der Annahme eines Bundesgesetzes betr. die Ratifizierung beitragen.

Selbst in Belgien, wo die Washingtoner Konvention bedingungslos ratifiziert ist, sind die Gewerkschaften weiterhin bestrebt, zur internationalen Aktion ihren Teil beizutragen. Die gewerkschaftlichen Organisationen, deren unermüdlicher Arbeit es hauptsächlich zu danken ist, daß Belgien als erstes der großen Industrieländer die fruchtlose Formel der Ratifizierung unter gewissen Bedingungen fallen gelassen und das gute Beispiel gegeben hat, wissen, wie wichtig es gerade für sie ist, daß die Bewegung zugunsten der allgemeinen Ratifizierung nicht ins Stocken gerät. Die Antwort der belgischen Landeszentrale verdient denn auch ganz besonders unterstrichen zu werden: „Da die Washingtoner Konvention von Belgien ratifiziert worden ist, so sind wir an dieser Frage nicht direkt interessiert. Es ist aber wohl nicht nötig, Ihnen mitzuteilen, daß wir uns von ganzem Herzen allen Schritten und Aktionen anschließen, die die Kameraden der anderen Länder unternehmen, um ihre Regierungen zur Ratifizierung zu bewegen." Abschließend erinnert die Belgische Landeszentrale an gewisse Maßnahmen, die sie in diesem Sinne zu treffen gedenkt.

Eine allgemeine, energische Aktion zugunsten der Ratifizierung der Washingtoner Konvention soll nicht nur ein Akt der Wahrung eigener Interessen, sondern auch ein Akt der Solidarität gegenüber jenen Ländern sein, die bereits ratifiziert haben oder zur Ratifizierung bereit sind. Eine solche Aktion muß im richtigen Moment durchgeführt werden, und dieser richtige Moment ist nun nach jahrelanger Unsicherheit gekommen!



Der Völkerbundspalast, zu dem jetzt der Grundstein gelegt wurde

Sonderbare Ernennung eines Arbeitervertreters für die Internationale Arbeitskonferenz

Auf der im Mai d. J. abgehaltenen 12. Internationalen Arbeitskonferenz erschien für Brasilien als Arbeitnehmervertreter ein gewisser Herr Carvalho. Ohne über die Person des Delegierten ein Urteil abgeben zu wollen, möchten wir doch auf die sehr eigentümliche Art aufmerksam machen, wie die brasilianische Regierung Arbeitervertreter ernennen zu müssen glaubt. Wie wir zuverlässigen Mitteilungen aus Brasilien entnehmen, wurde dieser Delegierte seinerzeit durch das sogenannte Landes-Arbeitsamt, eine offizielle Körperschaft, angewiesen, ohne daß die Arbeiterorganisationen hinzugezogen wurden und ohne daß diese Ernennung öffentlich bekanntgemacht wurde. Die organisierten Arbeiter Brasiliens entdeckten erst, daß sie einen Delegierten angewiesen hatten, als sie in einem der in Rio de Janeiro erscheinenden Blätter Artikeln von Carvalho begegneten, worin derselbe eine Reisebeschreibung gab und worin er gleichzeitig mitteilte, daß er durch das Landes-Arbeitsamt ernannt sei.

Es ist kein Geheimnis, daß in Brasilien sehr sonderbare Gepflogenheiten hinsichtlich der Wahrnehmung der Interessen der Arbeiter bestehen, aber es ist doch wohl mehr als närrisch, wenn eine Ernennung auf die vorstehend geschilderte Weise und ohne jegliches Mitwissen der organisierten Arbeiter erfolgt.

Die Macht der Arbeiterbewegung im Spiegel der Industrie

Die von den Industrie- und Handelskammern an der Ruhr herausgegebene Zeitschrift „Ruhr- und Rhein-Wirtschaftszeitung" behandelt in ihren Nummern 33 und 34 die wirtschaftliche Macht der Arbeiterbewegung. In einem Artikel „Die wirtschaftliche Bedeutung des Sozialismus in Deutschland" wird sehr übersichtlich die umfassende Stärke der deutschen Arbeiterbewegung dargestellt. Bei der Uebersicht über die Gewerkschaften wird die starke Stellung des ADGB. hervorgehoben. Besonders wird der Steigerung der Einnahmen der Verbände des ADGB. auf rund 222 Millionen Mark im Vorjahre gedacht. Die Arbeiterbank mit ihren Einlagen von rund 125 Millionen Mark und ihrem Umsatz von 2000 Millionen Mark scheint die Herrschaften besonders zu interessieren. Sehr treffend wird die Macht der Konsumvereine hervorgehoben. Desgleichen wird über die Volksfürsorge der Wohnungsbaugesellschaften berichtet. Die politische Organisation der SPD. und deren Pressemacht wird durch imponierende Zahlen illustriert. — Eine an sich sehr objektive Würdigung der gesamten Wirtschaftsmacht der organisierten Arbeiterklasse. Es ist erfreulich, wenn derartige Blätter ihren Lesern in Form von Zahlen die Stärke der Arbeiterbewegung näherbringen. Die bürgerlichen Parteien hätten im Gesamteffekt dieser „Organisierung des Sozialismus" nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Die neueste Methode zur Durchsetzung der sozialistischen Idee sei die Wirtschaftsdemokratie. In einem Artikel der nächstfolgenden Nummer wird an den Ausgaben des A. D. G. B. herumgekritelt. Offenbar wollte man dadurch die Wirkung des ersten Artikels abschwächen. Es wäre zu begrüßen, wenn die Unternehmer der Schwerindustrie für die wirtschaftliche Macht der Arbeiterbewegung immer einen derartig offenen Blick haben und daraus die entsprechenden Schlüsse ziehen würden. Noch besser aber wäre es, wenn die Millionen Anhänger und der noch größere Haufen der Unorganisierten ihre eigene Macht mit gleicher Schärfe zu erkennen in der Lage wären. Dann würde sich manches Wort erübrigen und die Werbekraft der Arbeiterbewegung unendlich stärker sein.

Wiederaufleben der freigewerkschaftlichen Gewerkschaftsbewegung in Portugal

Leider gehört Portugal noch immer zu den wenigen europäischen Ländern, in denen die Arbeiterbewegung infolge zahlreicher diktatorischer Regierungsmaßnahmen und inneren Streites noch sehr schwach dasteht.

Glücklicherweise geht die Ueberwucherung des alten Syndikalismus, wenn auch sehr allmählich, ihrem Ende entgegen. Schon vor einiger Zeit konnte der Internationale Gewerkschaftsbund (J. G. B.) aus Portugal eine Mitteilung erhalten, daß dort eine Liga zu dem Zwecke errichtet sei, um die Fühlungnahme zwischen den freigewerkschaftlichen Verbänden dieses Landes und dem J. G. B. möglichst innig zu gestalten. Zahlreiche Umstände haben jedoch der Aktivität dieser Liga ein Ende bereitet. Nunmehr wird dem J. G. B. aus Portugal mitgeteilt, daß in Porto nach langer Zeit der Vorbereitung eine Föderation von Gewerkschaften errichtet wurde, die sich ganz und gar auf den Standpunkt des J. G. B. stellt.

Gegenwärtig besteht diese Föderation aus drei Verbänden, dem Tabakarbeiterverband, dem Metallarbeiterverband und dem Verband der Arbeiter in der Gold- und Silberwarenindustrie. Die Exekutive hofft jedoch, daß andere Verbände sich bald anschließen werden und daß die Föderation in Zukunft die überwiegende Organisation der Arbeiter Portugals darstellen könne.

Auch in Lissabon wird in energischer Weise danach gestrebt, eine Föderation der Gewerkschaften ins Leben zu rufen, so daß derartig eine Grundlage für die spätere Errichtung einer Landeszentrale geschaffen werden kann.

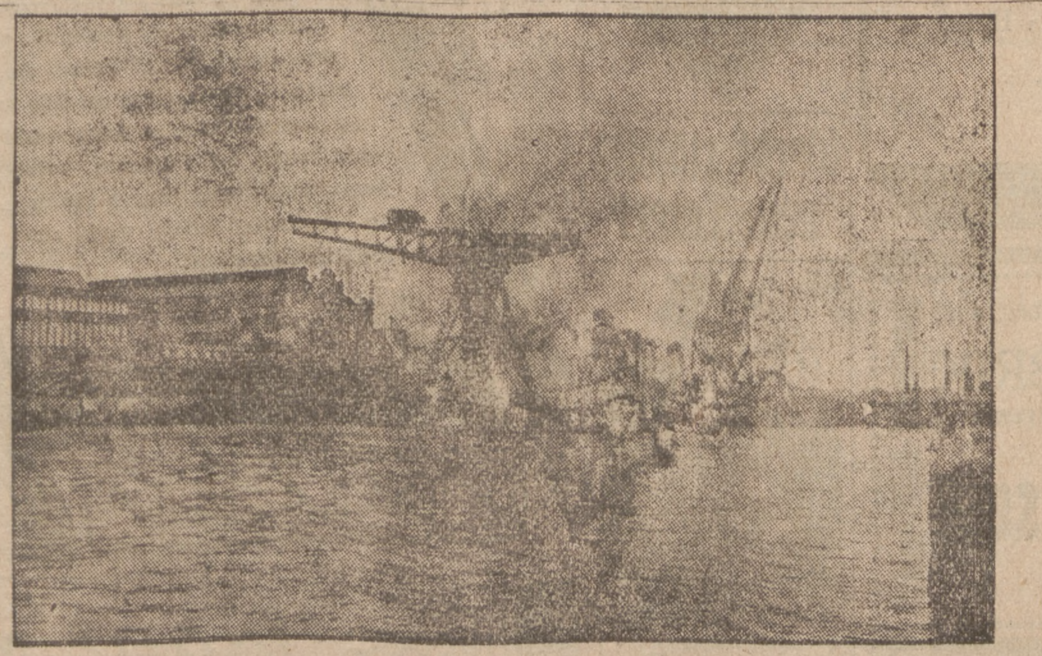
Es ist zugleich erfreulich, feststellen zu können, daß in letzter Zeit einige neue Arbeiterblätter in Portugal erschienen sind, die sich uneingeschränkt auf den Boden der Grundsätze des J. G. B. stellen.

Wir wissen, daß wir im Namen der organisierten Arbeiter aller Länder sprechen, wenn wir unseren portugiesischen Kameraden bei ihren Bemühungen um die Errichtung einer freigewerkschaftlichen Landeszentrale den größtmöglichen Erfolg wünschen.

Abschaffung der Zwangsarbeit in Niederländisch-Indien

Vor einigen Wochen machte der Pressedienst des J. G. B. darauf aufmerksam, daß die Niederländisch-Indische Regierung, unzweifelhaft unter dem Einfluß der Behandlung des Problems der Zwangsarbeit auf der letzten Internationalen Arbeitskonferenz, erwägt, die in diesem Lande geltende strafrechtliche Regelung der Arbeitsverträge für Eingeborene (Strafweise Sanktion) abzuschaffen.

Jetzt weiß eines der niederländisch-indischen Blätter mitzuteilen, daß das Problem der Herrendienste bei der Regierung einem Studium unterzogen wird und daß dieselbe im Jahre



Der Brand auf der Germania-Werft in Kiel

Im Motoren-Prüfstand der Krupp-Germania-Werft in Kiel brach am Donnerstag, dem 12. September nachmittags ein Schadenfeuer aus, das sich rasch ausbreitete und an den in der Nähe befindlichen Brennstoffbehältern immer neue Nahrung fand. Erst gegen Abend konnte der Brand, der vom Wasser und Land aus aufs intensivste bekämpft wurde, gelöscht werden. — Unser Bild zeigt die brennende Werft, im Vordergrund ein riesiger Kran, dessen Holzteile ebenfalls brannten.

1930 dem niederländisch-indischen „Volksrat“ endgültige Vorschläge unterbreiten zu können hofft.

Die Herrendienste stellen eine bestimmte Form der Zwangsarbeit dar. Dieses System ist sehr kompliziert, so daß in einigen Worten keine vollständige Darlegung desselben gegeben werden kann. Kurz zusammengefaßt läuft es darauf hinaus, daß die Regierung berechtigt ist, unbezahlte Arbeitsleistungen für die Herstellung und Unterhaltung der Wege, den Bau, die Unterhaltung und Herstellung der Brücken, die Anlegung, Herstellung und Unterhaltung der Deiche, Dämme, Wasserbauten und Wasserleitungen für landwirtschaftliche Zwecke der eingeborenen Bevölkerung, für den Transport von Frachten und Geldern der Regierung, der Staatsbeamten, der Truppen usw. zu fordern. Von den etwa 12 Millionen Eingeborenen, die in den Außengebieten (d. h. mit Ausschluß von Java) wohnen, müssen jährlich 1,2 Millionen Herrendienste leisten, deren Dauer bis zu 35 Arbeitstagen im Jahr betragen kann.

Die Regierung hat nun eine Abschaffung dieser Herrendienste in Erwägung gezogen. Sie hat drei Möglichkeiten ins Auge gefaßt: Vollständige Abschaffung ohne weiteres, wodurch mithin freie Kulis die erforderlichen Arbeitsleistungen in bezahlter Arbeit liefern; Abschaffung durch Abkauf; Abschaffung durch Einführung einer Besteuerung für alle Bevölkerungsgruppen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die letzte Internationale Arbeitskonferenz auf die Haltung der Niederländisch-Indischen Regierung hinsichtlich der Herrendienste ebenfalls schon Einfluß ausgeübt hat. Hoffentlich wird dies zur vollständigen Abschaffung der Herrendienste führen.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — al — ahn — an — arz — bal — bert — bid — brett — brun — chi — chro — da — de — der — dert — dom — dri — dron — e — e — e — e — ein — el — er — es — flö — fung — ga — gnie — gui — hil — hun — i — in — ing — im — imp — ka — ka — kar — ker — kom — kop — lan — le — lek — leuch — li — lu — mel — men — märz — mult — na — nei — no — no — nos — on — öl — prä — re — re — ren — ri — rich — rie — ros — rö — rohr — ru — ru — rüb — rum — se — se — schuß — stott — tar — tar — tar — te — ten — ten — teil — ter — tern — teln — ti — ti — tri — tritt — tu — tus — u — uhr — ur — ur — vor — wan — wer — wet — witz — zus — ze — zü — zwei sind 45 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen eine Bedeutung ergeben. (ch wird als ein Buchstabe gelesen.

1. männl. Vorname. 2. Verfall bezw. Untergang. 3. heilkräftige Pflanze. 4. Schwadron. 5. russischer Rufname. 6. Stadt in Polnisch-Oberschlesien. 7. Verdienst. 8. Oelart. 9. Kampfplatz. 10. Lanzenreiter. 11. Musikinstrument. 12. Kanton in der Schweiz. 13. Vorfahr. 14. Reiherart. 15. Handwerker. 16. Sättigung eines Körpers mit einer Flüssigkeit. 17. Rechtsperson. 18. Schutzmittel gegen Krankheiten. 19. Musikinstrument. 20. Brennstoff. 21. Baum. 22. alkoholisches Getränk. 23. Unruhe. 24. griechischer Gott. 25. Märchengestalt. 26. Naturerscheinung. 27. Metallmischung. 28. Meßinstrument. 29. Begleitschiff. 30. Zahl. 31. Strafvollzug. 32. Monat. 33. Blutwasser. 34. Heidekraut. 35. übertriebener Aufwand. 36. weibl. Vorname. 37. Sprachstörung. 38. Wagenteil. 39. Lohnauszahlung. 40. männl. Vorname. 41. Ort in Polnisch-Oberschlesien 42. römischer Kaiser. 43. Kinderkrankheit. 44. Heilmittel. 45. Zeitmess[er].

Auflösung des Silbenrätsels

Alle Herzen sich erschließen,
wenn die rechten Worte fließen.

1. Nowa Wies. 2. Einem. 3. Siebzehn. 4. Sesam. 5. Eisbein. 6. Igel. 7. Leiter. 8. Fallreep. 9. Eiche. 10. Tessin. 11. Rarität. 12. Ofen. 13. Wacholder. 14. Naiv. 15. Eisenbahn. 16. Tänzer. 17. Chrestomathie. 18. Enzian. 19. Norschach. 20. Ebene. 21. Inhuman. 22. Dietrich. 23. Nelke. 24. Nullität. 25. Eva.

Auflösung des Kreuzworträtsels

K	E	L	L	E				H	A	F	E	R
A	■	A	■	L				E	■	A	■	H
M	O	S	E	L				R	O	B	B	E
E	■	S	■	A	B	E	N	D	■	E	■	I
E	R	O	S	■	I	■	E	■	P	L	A	N
			P	A	S	S	A	G	E			
			A	■	C	■	N	■	R			
			S	C	H	Ä	D	E	L			
Z	E	U	S	■	O	■	E	■	E	L	L	E
A	■	S	■	P	F	E	R	D	■	A	■	R
M	A	L	T	A				O	R	K	A	N
P	■	A	■	R				R	■	E	■	T
A	R	R	A	K				F	I	N	T	E

Auflösung des Kreuzworträtsels



Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 17. September, abends 7½ Uhr, findet im Zentralhotel mit den neugewählten Delegierten der Kulturvereine eine Generalversammlung statt. Auch das Erscheinen der alten Delegierten ist erwünscht.

Versammlungskalender

Versammlungen des Verbandes der Bergbauindustriearbeiter am 15. September 1929.

Ruda, vormittags 9½ Uhr, bei Kurzawa. Referent: Kollege Knappik.

Myslowitz, vormittags 9 Uhr, bei Zielinski am Ringe. Referent: Kam. Ritzmann.

Laurahütte, vormittags 9½ Uhr, bei Kozdon. Ref. Nietsch.

D. S. J. P. Kattowitz.

Sonntag, den 15. September: Fahrt.

Die Veranstaltungen finden sämtlich im Zentralhotel, Zimmer 15, abends 8 Uhr statt.

Wir bitten die Mitglieder, oder solche die es werden wollen, um pünktliches und vollzähliges Erscheinen.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, 14. September: Zusammenkunft der Roten Falken.
Sonntag, den 15. September: Heimabend.

Kattowitz. (D. M. V.) Am Sonnabend, den 14. September, abends 7 Uhr, findet im Zentralhotel, Kattowitz, eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Referat des Kollegen Buchwald. 2. Verbandsangelegenheiten. In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung, ist es aller Kollegen unbedingte Pflicht, bestimmt und pünktlich zu erscheinen. Mitgliedsbuch legitimiert, ohne diesem kein Zutritt!

Bismarckhütte. (Ortskartell.) Sonntag, den 15. d. Mts., vormittags 9½ Uhr, findet bei Brzewna eine Sitzung sämtlicher Vorstände der Partei, Gewerkschaft sowie der Kulturvereine statt. Da wichtige Besprechungen auf der Tagesordnung sind, bitten wir um vollzähliges Erscheinen.

Königshütte. (Achtung! Arbeiterwohlfahrt!) Am Sonnabend, den 14. d. Mts., abends 7½ Uhr, findet im Volkshaus ein Wohltätigkeitsfest statt. Alle Parteigenossen und Genossinnen sowie Gewerkschaftsmitglieder werden hierzu herzlichst eingeladen. Gäste willkommen.

Eichenau. (D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.) Am Sonntag, den 15. September, vormittags 9½ Uhr, findet im Lokale Achtelik eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Wir bitten um vollzähliges Erscheinen aller Genossen und Genossinnen. Referent: Genosse Gorny.

Nikolai. Die D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt“ veranstalten am 15. September, nachmittags 2 Uhr, im Lokal „Freundschaft“ ihre Mitgliederversammlung. Referent: Genosse Kowoll. Vollzähliges Erscheinen wegen dringender Tagesordnung ist erwünscht.

Mittel-Lazisk. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 15. September, nachmittags 3½ Uhr, findet eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Wir bitten um zahlreiches Erscheinen. Referent: Genosse Raiwa.

Kostuchna. Die D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt veranstalten am Sonnabend, den 14. September, eine Mitgliederversammlung bei Weiß, abends 7 Uhr. Wichtige Tagesordnung. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen und Genossinnen dringend notwendig. Referent: Genosse Kowoll.

Erstes Konzert-Orchester und Musikschule
für die Belegschaften der Gruben und Hüttenwerke Król. Huta und Umgebung

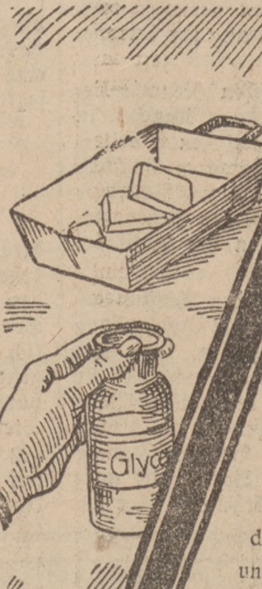
Musikschüler aller Instrumente werden vom 15. d. Mts. in der hiesigen Schule, welche in der ul. Bytomska Nr. 60 untergebracht ist, angenommen. — Weiter wollen sich auch Volontäre und Gehilfen melden. — Anfragen täglich von 8 Uhr vorm. bis 6 Uhr abends ul. Bytomska 60. — Telefon Nr. 1840 Królewska Huta. —

Direktion: Kapellmeister **A. Tschauner.**

Schlank
oder
vollschlank
diese und andere Fragen beantworten Ihnen die prächtigen Modelle in Beyer's Modeführer 1929/30 Band I „Damenkleidung“ (M. 1.90). Für Kinder gilt Band II „Kinderkleidung“ (M. 1.20). Die reichhaltigen Bände sind eben erschienen und liegen überall auf.
Verlag Otto Beyer Leipzig / Berlin

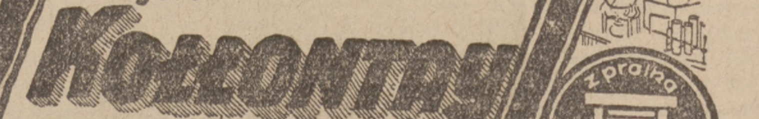
Werbt ständig neue Leser!

Soviel Kokosfett u. Glycerin



enthält ein Kilo der bekannt-guten „Kollontay-Seife“ mit dem Waschbrett. Also: reine Fette, wie Sie sie auch essen, teures Glycerin, wie es in jedem Hautcream enthalten ist, aromatisches Harz und feines Parfüm — alles erhalten Sie, wenn Sie für wenig Geld ein Stück dieser edlen Seife kaufen. Deshalb kann „Kollontay-Seife“ auch niemals überboten werden und deshalb wäscht sie auch so schonend und so angenehm. Kaufen Sie niemals sogenannte „billige“ Seifen, die vielleicht 10—20 Groschen per Kilo weniger kosten, denn es lohnt wirklich nicht, wenn Sie bedenken, welchen Aerger und Schaden Sie evtl. riskieren. Für „Kollontay-Seife“ wird stets volle Garantie geleistet.

Mydło **Kollontay**



z pralką Patent. Nr. 137.

Sehr geehrte Damen! Nützen Sie die Gelegenheit aus!
WIENER DAMEN-WÄSCHE-FABRIK
Katowice, ul. Mielęckiego Nr. 8, im Hofe links
veranstaltet einen
Detail-Verkauf zu en-gros-Preisen!
Bestellungen werden entgegengenommen!
Günstige Zahlungsbedingungen!
Detail-Verkauf zu en-gros-Preisen!
Große Auswahl! - Konkurrenzpreise!



TEEKANNE
Schwarz
der Herren-Tee
kräftig, rassig dem englischen Geschmack entsprechend, besonders geeignet zum Genuss mit Milch oder Sahne als Frühstücks-Getränk.

Drucksachen in moderner Ausführung liefert schnell und sauber die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Lästiges **Hautjucken** vollständig nach 8 Tag. verschwunden durch Obermeyer's Medizinal-**Herba-Seife** bestätigt Th. Wüst in L. Zur Nachbehandlung ist Herba-Creme besonders zu empfehlen. Zu haben in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien.